Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1820.

Bh

Aus Rom haben wir ein bedeutendes Werk zu hoffen. Die Herzogin von Devonshire läßt die Uebersetzung der Aeneis von Annibal Karo prächtig drucken; was aber diese Ausgabe besonders interessant machen wird, sind jene Gegenden, die in der Aeneide vorkommen, wie sie jetzt aussehen und erscheinen, von vorzüglichsten Künstlern nach der Natur aufgenommen, 26 bis 30 Platten, von Herrn Gmelin gestochen. Der größte Theil ist schon fertig und man hofft auf die Erscheinung des ersten Bandes.

Kunst und Alterthum.

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1820.

Mannigfaltige
Kunstanzeigen
und
Urtheile.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Inhalt.

12) Mailänder Schaumünzen.

13) Pariser Schaumünze auf Luthern.

14) Schaumünze auf Blücher.

15) Neues Taschenbuch, Nürnberg.

16) Ansichten von Frankfurt und der Umgegend. Text von Anton Kirchner.

17) Ansichten von Berlin und der Umgegend.

18) Ifflands Darstellungen von den Gebrüdern Henschel.

19) Scenen aus Goethes Jugend-Jahren, nach Anleitung von Dichtung und Wahrheit. Von denselben.

20) Cölner Domriß durch Moller.

21) Friedrich Barbarossas Pallast zu Gelnhausen von Hundeshagen.

22) Deutsche Alterthümer um Wiesbaden von Dorow.

23) Deutsche Alterthümer um Braunfels von Schaum.

14) Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe.

I.

Raccolta di cinquanta principali Vedute di Antichita, tratte dai Scavi fatti in Roma in questi ultimi tempi, disegnate ed incise all' aqua forte da

Luigi Rossini Architetto

in Roma 1818. Si vendono al prezzo di Paoli trenta Romani.

Es ist bekannt genug wie zu Rom in den nächstverflossenen Jahren Nach- oder vielmehr Aufgrabungen geschehen sind, um die alten Denkmale der Baukunst vom angehäuften Schutt, bis auf das alte Pflaster, zu befreyen; auf diese Weise ist der Friedens-

tempel, das Colosseum, die Triumphbogen des Constantin und Septimius Severus, die Tempel der Concordia und des Jupiter Tonans, die drey schönen Säulen, man glaubt vom Tempel der Dioscuren, wie auch andere für das Studium der Architektur nicht weniger lehrreiche Ueberbleibsel altrömischer Herrlichkeit vollständiger sichtbar geworden.

Die Ansichten derselben nach dem Wegräumen des Schuttes werden Freunden der Kunst und des Alterthums in dem obengenannten Werk des Herrn Rossini mitgetheilt.

Wir finden die meisten Standpuncte, aus welchen der Zeichner seine Prospecte entworfen, mit Geschmack und malerischem Sinne gewählt; die Wirkung der Blätter ist sehr kräftig, die Behandlung frey, geistreich und erinnert an die Werke des ältern Piranesi. Der Preis von 30 römischen Pauls, welches

ungefähr so viel als vier Rthlr. Sächsisch seyn wird, für 50 Kupferblätter in Querfolio, ist, gegen die Preise welche manche deutsche Kunsthandlungen zu machen pflegen, gewiß sehr billig.

2.

Noch ein Werk, Denkmale altrömischer Baukunst betreffend, dessen wir in dem vorigen Stücke, S. 182, ankündigend gedacht, erscheint in Mayland und wir haben die vor kurzem ausgegebene erste Abtheilung desselben vor uns:

Le Rovine di Veleja, misurate e disegnate di Giovanni Antolini. Parte prima. VIII. 34 Seiten in Folio, nebst neun Kupfertafeln.

Der von Piacenza nach Parma führenden Straße südwärts im Gebirge liegt die alte

Stadt Veleja, welche zwischen der Regierung des Tiberius und Vespasianus ein römisches Municipium, und also von einiger Bedeutung gewesen, ihr Flor, oder vielmehr ihr Daseyn dauerte bis zur Zeit der Nachfolger Constantins des Großen, wo sie, man weiß nicht genau auf welche Weise, verschüttet wurde; alle Spur blieb verloren, bis im Jahr 1747 durch einen Bauer eine große bronzene Tafel mit Inschrift aus Trajans Zeiten gefunden wurde. Im Jahr 1760 fing man an jene Stelle durch Nachgraben näher zu untersuchen, entdeckte das alte Forum von Veleja, mehrere Statuen von Bronze und Marmor, nebst andern Merkwürdigkeiten. Die Arbeit des Aufgrabens wurde sodann unterbrochen, wieder vorgenommen und abermals unterbrochen; jetzt scheint Marie Louise, Regentin von Parma und Piacenza, diesen Resten des Alterthums einige Aufmerksamkeit zu gönnen, und vielleicht das Nachgraben fortsetzen zu lassen. Das Werk des Herrn An-

tolini zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste vor uns liegende, nebst Vorrede, neun Capitel enthält; im ersten werden die wenigen vorhandenen geschichtlichen Nachrichten über Veleja mitgetheilt. II. Giebt die geographische Lage derselben an. III. Beschreibt den Weg welchen man zu nehmen hat, wenn man von Parma über Fiorenzuola nach Veleja reisen will. IV. Der Weg von Piacenza nach Veleja. V. Vorschlag eine fahrbare Straße von Piacenza bis nach Veleja anzulegen. Gegenwärtig ist die Straße sowohl von Parma als von Piacenza eine gute Strecke weit nicht zu befahren, selbst für Reuter und Fußgänger beschwerlich; deßwegen wundern wir uns wie es möglich gewesen die ausgegrabenen marmornen Statuen nach Parma zu schaffen. VI. Giebt eine allgemeine Beschreibung der Ruinen. Die Stadt war am Abhange eines Hügels angelegt, stufenweise, auf verschiedenen Terrassen, durch Treppen mit einander verbunden.

VII. Von den Baumaterialien welche zu den Gebäuden angewendet worden. Es ergiebt sich daraus daß die Stadt wohl gebaut und einige der ansehnlicheren Gebäude sogar mit edler Pracht ausgeschmückt waren. VIII. Reise auf die Berge Moria und Novinazzo, welche wahrscheinlich den Untergang bewirkten. IX. Ursachen des Untergangs. Der Verfasser glaubt aus erheblichen Gründen die Ueberschüttung sey durch Ausbruch eines Bergsees, dessen Wasser eine große Masse des lockern Gebirges erweicht und sie auf abhängigem Grund fortgeschoben, verursacht worden.

Die zu diesem ersten Theil des Werks gehörigen neun Kupfertafeln enthalten folgendes:

1) Ein sauber in Aqua-Tinta-Manier gezeichneter Prospect von dem völlig aufgegrabenen Forum, im Hintergrund erscheint das schroffe Gebirg, dessen losgerissener Theil verschüttete.

2) Enthält die geographische Charte zu der Reise nach Veleja, sowohl von Parma als von Piacenza. 3) Hier findet man einen Grundriß von dem aufgegrabenen Forum und einigen nächst an demselben liegenden Gebäuden. 4) Zeigt den Grundriß von alten bis jetzt aufgedeckten Gebäuden. 5) Ist ein kleinerer Plan von der Stadt Veleja und nächst umliegender Gegend. 6) Die Aufrisse und Planzeichnungen von drey verschiedenen sehr eleganten daselbst aufgefundenen Säulencapitälen. 7) Fünf andere dergleichen Capitäle. 8) Stellt einige merkwürdige auf dem Forum und in dessen Nähe befindliche Gegenstände dar. 9) Endlich: Abbildung von acht großen Statuen, welche von dort nach Parma gebracht worden.

Alle diese Kupfertafeln sind sauber gestochen, der Text ungemein schön gedruckt.

3.

Weibliches Bildniß nach Raphael, gestochen von Philippo Cenci, vermuhlich einem Schüler des R. Morghen, weil er in dessen Manier arbeitet.

Dem Angeben nach soll dieses Brustbild die, unter dem Namen la Fornarina, bekannte Geliebte Raphaels darstellen, ist aber dem anerkannten Bildniß derselben, im Pallast Barberini zu Rom, sehr wenig ähnlich und vermuthlich eine ganz andere und in der That weit schönere Person. Dieses herrliche Kunstwerk schmückt die, mit vielen Meisterstücken alter und neuer Kunst ausgezierte Tribune der florentinischen Gallerie, und Kundige betrachten solches als eins der herrlichsten Portraitgemälde in der Welt; sey es uns darum erlaubt aus Erinnerungsblättern einige nähere Nachrichten über dieses edle Werk mitzutheilen.

Mit der rechten Hand welche samt dem Vorderarm sichtbar ist, faßt die schöne Frau den mit Pelz ausgeschlagenen, ihre linke Schulter bedeckenden Mantel; das schlichte Haar umgiebt ein dünner Myrthenzweig, dessen sparsame Blätter aber nicht grün sondern mit Gold gemalt sind; ein ebenfalls goldner zarter Faden liegt über den Schultern und verbirgt seine Enden in dem weißen, den Busen leicht umhüllenden, am Saume mit Goldstickerey verzierten Gewand; auch das Ohr schmückt ein goldner Ring, an welchem eine Perle hängt. Zwar spricht sich im Gesicht ein edler Geist, ein gütiges liebreiches Gemüth aus, doch hat sie wenig von dem höchst zarten, der Paradieses-Welt angehörigen Wesen Raphaelischer Madonnen, oder Musen, sondern es sind die Züge, die Gestalt einer schönen, kräftigen, jungen Frau, näher der Juno als der Venus, oder den Gratien verwandt. Die malerische Behandlung dieses Bildes ist ungemein fleißig, doch ohne daß der Meister darüber ins Müh-

same gerathen wäre, das Colorit warm und kräftig, die Zeichnung untadelhaft, zu loben die natürliche zierliche Gebärde, und bewundernswürdig mit dem Ganzen übereinstimmend die sanfte Neigung des Haupts, wodurch der gemüthliche Ausdruck im Gesicht erst Leben und Wahrheit erhält. Eben die vollkommene Harmonie aller Theile mag Ursach seyn, warum dieses Bild sich seinen Beschauern so werth zu machen pflegt. Wir haben Kunstfreunde gekannt welche eine Art leidenschaftlicher Zuneigung für dasselbe gefaßt hatten, ja ein heiterer Geselle wollte gar ein Epigram der griechischen Anthologie darauf angewandt wissen, welches wir nach seiner, vielleicht nicht völlig wohlgerathenen Uebersetzung hier mittheilen.

Augen hast du Melite von Juno, die Hände von Pallas,
Busen hat Cypria dir, Thetis die Füſse geschenkt.

Glücklich ist wer dich sieht, und wer dich
höret ist selig.
Halbgott ist wer dich küſst, wer dich umarmt
wird zum Gott.

Von einem ſolchen Meiſterſtücke nun kann ſelbſt der gelungenſte Kupferſtich kaum etwas mehr als ein ſchwaches Schattenbild geben, doch verdient auch ein ſolches ſchon mit Dank aufgenommen zu werden, und man ſoll nicht vom Kupferſtecher fordern wollen was außer dem Vermögen ſeiner Kunſt liegt, welches wir diejenigen zu bedenken erſuchen, die, wahrlich unbillig, ſelbſt an Müllers ſchönem Kupferſtich von Raphaels Madonna, zu Dresden, noch vieles auszuſetzen gefunden.

Um aber wieder auf das anzuzeigende Blatt des Herrn Philippo Cenci zurückzukommen, ſo iſt daſſelbe reinlich, fleißig, mit Strichen die nach Verſchiedenheit des darzuſtellenden Stoffs zweckmäßig abwechſeln geſtochen,

das Gesicht der Schönen, obgleich an Adel und Geist das Original bey weitem nicht erreichend, hat noch sehr viel Anziehends; Gestalt und Züge überhaupt mögen etwas breiter und derber ausgefallen seyn als sie im Gemälde erscheinen. Auch hätte die Jahrzahl 1512, welche im Grunde des Bildes mit Gold geschrieben steht, an dem Kupferstich ebenfalls angedeutet werden sollen.

4.

Maria mit dem Kinde nach Raphael, gestochen von Giovanni Folo (Dem Grafen von St. Leu zugeeignet und in Rom bey Folo selbst zu haben.)

Dieses schätzbare Blatt ist nach einem der weniger bekannten Werke des großen Meisters aus Urbino gearbeitet, welches sich sonst in der Gallerie des Pallasts Borghese zu Rom befunden und gegenwärtig Lucian

Bonaparte angehören soll. Es hat eine runde Form und zu beyden Seiten der Madonna ist auf jeder ein Engel angebracht, welche Fackeln halten; von beyden Engeln sind indessen nur die Köpfe und die Fackeln sichtbar, daher einige vermeinen das Gemälde sey ursprünglich größer gewesen. Zum Entzücken schön, rein und reizend ist der Kopf der Madonna, sie schlägt die Augen nieder, nicht furchtsam verschämt, sondern als blickte sie in ihr eigenes Innere, wo Gottes Friede wohnt; im Gesicht des Kindes liegt etwas hohes Prophetisches und es ist überhaupt in einem mächtigen Styl gezeichnet, hat aber beschädigte und ausgebesserte Stellen, wie man besonders um den Mund her wahrnimmt; eben dergleichen Stellen giebt es auch an dem vortrefflich gefalteten Gewand der Madonna.

Aus welchen Gründen Herr Folo in seinem Kupferstich die beyden erwähnten hübschen Engelsköpfe samt den Fackeln an den Seiten der

Madonna weggelassen wissen wir nicht zu sagen; allein er hat sich dadurch genöthigt gefunden sein Bild nicht rund wie das Orginal, sondern länglich viereckig zu machen, weil sonst der leere Raum des Grundes zu groß geworden wäre. Im übrigen finden wir den Stich zart, zierlich, kräftig, den Charakter des Fleisches, der Haare und des Gewandes mit kunstmäßiger Verschiedenheit der Striche sehr wohl ausgedrückt; doch die beste Empfehlung für das Blatt ist, daß man von demselben sagen kann: in wenigen, der nach Raphael von alten oder neuen Meistern gestochenen, sey des großen Meisters Geschmack und Styl so treu aufgefaßt und dargestellt worden.

5.

Den Blättern nach Raphael mag nun eines nachfolgen von Ferdinando Grandi recht schön, kräftig, weich und mit vielem Fleiß angeblich nach Correggio gestochen; dasselbe ist zwar schon vor mehreren Jahren zu Rom

erschienen, also keine eigentliche Neuigkeit mehr, giebt uns aber Anlaß von dem Gemälde zu reden welches der Kupferstecher nachgebildet.

Es stellt die Charitas vor, eine weibliche leicht bekleidete Figur mit entblößter Brust, auf einem Knie knieend und von drey Kindern umgeben; eines der Kinder liegt der Frau über die Schulter und wird von ihr geküßt, das Andere trinkt an ihrer Brust, das Dritte hält sie im Arm.

Fünf und zwanzig, oder bereits dreyßig Jahre mögen verflossen seyn seit dieses Gemälde zu Rom als eine neu aufgefundene unbeendigt gebliebene Arbeit des Correggio bekannt und von den Kennern mit Wohlgefallen betrachtet wurde. Sie fanden die vier Figuren seyen zur lieblichen Gruppe geordnet, die Formen von gutem Styl, der Ausdruck zärtlich, die Behandlung weich, das Colorit blühend und die Anlage von Licht und Schat-

ten auf schöne Wirkung zielend. Bald nachher kam das Werk nach Wien, wo man aber sein Alter bezweifelte und den damals noch lebenden Maler Unterberger als Verfertiger desselben angab, welcher auch der Sage nicht widersprochen haben soll; also kehrete das Bild, von Vielen für sehr modern gehalten, von den Meisten wenigstens bezweifelt, ob es vom Correggio oder aus dessen Zeit herrühre, nach Rom zurück; von seinen fernern Schicksalen und wer gegenwärtig im Besitz desselben ist können wir keine Rechenschaft geben; gehören aber zu denen welche es hochschätzen und würden uns sehr freuen, wenn wir solches mit völliger Ueberzeugung einem Künstler aus unsern Tagen zuschreiben dürften. Wir glauben es gehöre einer bessern Zeit der Kunst an als die unsere, daß es aber vom Correggio selbst herrühre ist allerdings ungewiß, weil die Beleuchtung zwar eine malerische, ganz angenehme Wirkung thut; doch keineswegs nach der besten Weise wie Correggio pflegte

mit gehöriger Rücksicht auf das Mögliche und Wahrscheinliche eingerichtet ist.

6.

Während der kurzen Herrschaft der Franzosen in Spanien wurden von ihnen mehrere Gemälde des Raphael, auch solche die wenigstens als Arbeiten desselben galten, nach Frankreich entführt, dem König Ferdinand aber nach dem Frieden zurückgegeben. Auf dem Wege nach Spanien sollen dieselben Schaden genommen haben und sind um restaurirt zu werden wieder nach Paris zurückgekommen, wo nun Kupferstiche davon erscheinen unter dem Titel:

Suite d'études calquées et dessinées d'après Cinq Tableaux de Rafael accompagnées de Gravures de ces Tableaux, et de notices historiques et critiques composées par M. F. B. Emeric David, nembre de l'institut de France.

Bis jetzt sind uns zwey Lieferungen von diesem Werk zu Gesicht gekommen, jede derselben enthält vier Blätter in groß Folio, nämlich drey Köpfe von eben der Größe als die gemalten und ein ganzes Gemälde nach verkleinertem Maßstabe sauber im Umriß gestochen. Die Köpfe sind auf das Fleißigste vollendet, mit vieler Kraft und man kann sagen auch mit Geist, in der beliebten Manier von gewischten Zeichnungen mit schwarzer Kreide; und in der That wüßten wir jungen Leuten welche im Zeichnen bereits einige Fertigkeit erworben haben nicht leicht zweckmäßigere Vorlegeblätter zu nennen als diese.

1) und 2) der Erzengel Raphael und der junge Tobias sind dem herrlichen Gemälde La Madonna del Pesce nachgeahmt.

3) Kopf der Jungfrau Maria nach dem eben so berühmten Gemälde La Perla genannt.

4) 5) und 6) Simon von Cyrene, der Evangelist Johannes und eine der drey Marien aus der Kreuztragung unsers Heilandes, bekannt unter dem Namen Spasimo di Sicilia.

Von den beyden Umrissen stellt der Erste die heilige Familie, der Andere den Besuch der Heiligen Jungfrau bey der Elisabeth dar. Die heilige Familie soll von Raphael entworfen und zum Theil gemalt, vom Julius Romanus aber vollendet seyn. Die Anordnung der Figuren ist sehr schön, Maria scheint das Christkind eben aus der Wiege gehoben zu haben, es sitzt auf ihrem Knie, indem kommt der kleine Johannes herbey und breitet vor demselben die Rolle mit der Schrift Ecce agnus Dei aus; St. Joseph stützt sich zuschauend auf eine antike Ara, andere antike Trümmer schmücken den Vorgrund und Ruinen von Gebäuden die Ferne. Ueberhaupt ist das Bild reich mit schön ge-

zierten Nebenwerken versehen und hat, soviel sich aus dem Umriß urtheilen läßt, weniger von Raphaels Art als von der des Julius Romanus; wie denn auch ein völlig ähnliches Gemälde in der Gallerie des Pallasts Pitti zu Florenz für ganz zuverlässige Arbeit des Julius Romanus gehalten wurde.

Gegen den Besuch der heiligen Jungfrau, insofern derselbe als von Raphael herrührend soll betrachtet werden, ist ebenfalls einiges einzuwenden. Zwar läugnen wir nicht daß Maria schön, bescheiden, edel dargestellt sey; die heilige Elisabeth ist eine bejahrte, doch wohlgebildete noch rüstige Frau; Gebärde und Handlung an beiden Figuren sind natürlich, die Falten der Gewänder zierlich geworfen. Darum ist es glaublich daß dieses Werk von einem guten Meister aus dem Anfange des XVIten Jahrhunderts herrühre, doch Raphaels Geistesrichtung und Eigenthümlichkeit finden wir nicht darin.

Jene genannten sechs Köpfe sind alle recht sehr gut gezeichnet, fleißig vollendet und sehr kräftig; man wird ohne Schwierigkeit gewahr daß sie Werken des Raphael nachgebildet sind und gleichwohl sind sie unter einander eben so wie die Gemälde dieses Meisters selbst verschieden, deren jedes als eine kleine, abgeschlossene Welt dasteht, durch feine Nüancen des Charakters.

In den beyden zum Gemälde la Madonna del Pesce gehörigen waltet Empfindung und Gemüth vor, sie sprechen am meisten an. Der Madonnenkopf aus dem Gemälde la Perla ist vielleicht am besten gezeichnet und gestochen; ungemein rund, kräftig, sehr lieblich, doch nicht ganz so himmlisch rein und zart wie einige, oder auch so erhaben wie andere raphaelische Madonnen-Bilder. Die drey Köpfe aus dem Gemälde der Kreuztragung haben die meiste Kraft des Ausdrucks, Großheit und Styl. Als Kupferstiche dürften sie denen aus der Madonna

del Pesce vorzuziehen, besser und kräftiger als dieselben vollendet seyn; der heilige Johannes ist ungemein schön ausgeführt, Simon gelang von Seite des Ausdrucks vielleicht am besten, die Frau ist keine hohe Schönheit aber wohlgebildet und man hat nicht verfehlt dazu zu schreiben: Peint d'après la Fornarina. Sollte dieses etwa eine von den Notices Historiques et critiques seyn, welche auf dem Titel versprochen sind?

7.

Das bekannte Epos des portugiesischen Dichters Camoens, worin derselbe die erste Fahrt seiner Landsleute nach Ostindien unter Vasco di Gama verherrlicht, ist, zu Paris 1817, durch D. Ioze Maria de Souza Botelho neu, in klein Folio-Format herausgegeben worden. Da diese Ausgabe, man mag nun den vortrefflichen Didot'schen Druck, die in Kupfer gestochenen, oder in Holz geschnittenen Verzierungen ansehen, zu den voll-

endetsten typographischen Prachtwerken gehört, so ist es wohl der Mühe werth dasjenige was die bildende Kunst beygetragen in nähere Betrachtung zu ziehen.

Der Kupferstiche sind überhaupt zwölf, von denen zehn jeder einen Gesang des Gedichts zieren, einer der Biographie des Dichters vorgesetzt ist, und einer als Titelblatt des Ganzen dient. Alle sind unter Aufsicht des berühmten Malers Gerard verfertigt, welcher auch das Bildniß des Camoens auf dem Titel selbst gezeichnet, L. Visconti die reichen Ornamente um dasselbe, Fragonard und Desenne verfertigten die Zeichnungen zu den übrigen Blättern. Lignon, Forßel, Massard, Oortmann, Laurent, Bovinet, Pigeot, Toschi, Forster und Richomme haben sich als Kupferstecher genannt und sich ohne Ausnahme als geschickte, treffliche Künstler bewiesen.

Der Tadel theatralischer Gebärden, welcher die Producte der neuern französischen Malerschule

nicht mit Unrecht treffen mag, trifft auch mehrere der hier zu betrachtenden Kupfertafeln. Inzwischen herrscht doch überhaupt ein hübscher zierlicher Geschmack, so in den Formen wie in den Gewändern, selbst die Anordnung der Gruppen ist öfters gelungen und das wohl beobachtete Kostüme ebenfalls eine mit Lob zu erwähnende Eigenschaft.

Viel aufgewendeten Fleiß von Seiten der Zeichner, wie von Seiten der Kupferstecher wird man gewahr, die Letztern haben überhaupt sehr sauber gearbeitet, es kommen Stellen vor welche musterhaft genannt werden dürften; als Beyspiele führen wir die Tafel zum siebenten Gesang an, Gama's Landung zu Calicut darstellend, von Toschi mit seltener Klarheit, Kraft und Glanz gestochen; fast gleich großes Lob verdient das von Forster gestochene, dem achten Gesang vorgesetzte Blatt, eine Audienz des Gama beym Samorin.

Das Blatt vor der Lebensbeschreibung des Dichters, auf welchem er selbst, mit seinem

Gedicht in der einen und dem Griffel in der andern Hand erscheint, von Forßel gestochen, hat eine malerisch markige Behandlung, und ähnliches Verdienst gestehen wir mit Vergnügen auch dem von Richomme gestochenen, vor dem neunten Gesange befindlichen zu, wo die Helden an die Insel der Venus gelangt sind. Die von Lignon gestochene Platte, zu Anfang des vierten Gesanges, wo Indus und Ganges dem König Emanuel im Traum erscheinen, hat vor allen andern viel Uebereinstimmung und macht sich dadurch dem Auge sehr gefällig; noch gedenken wir gern der zierlich in Holz geschnittenen Vignetten; eine brennende Lampe, Seite 36, eine schön verzierte Vase, Seite 290, und Seite 375 ein Füllhorn mit Früchten, sind vorzüglich von gutem Geschmack und schöner Ausführung.

Die Arbeit der Zeichner veranlaßt uns zu folgenden Betrachtungen.

Auf dem Titelblatt zeichnete Gerard des Dichters Bildniß, halbe Figur mit Rüstung angethan, um das Haupt einen Lorbeerkranz. Es hat zwar edle belebte Züge, nur thut das blinde geschlossene Auge der rechten Seite dem linken sehenden gegenüber eine sehr unangenehme störende Wirkung. Besser wäre es ohne Zweifel gewesen das Gesicht ins Profil zu wenden, wie bekanntlich Apelles vor Alters den ebenfalls einäugigen König Antigonus dargestellet und in neuerer Zeit, Mengs sich auf eine geistreiche Weise aus einer ungefähr ähnlichen Verlegenheit geholfen. Die von Visconti gezeichneten Ornamente welche das Bildniß umgeben sind bedeutend und von gutem Geschmack, vielleicht nur in zu großem Ueberfluß angebracht.

In dem Blatt vor der Biographie des Camoens erhielt die Figur desselben eine wohlgewählte Stellung, das Kostüme ist zierlich, würdig, der Sitte jener Zeit angemessen. Licht

und Schatten theilte der Zeichner Desenne, zwar in großen, schönen Effect bewirkenden Massen aus, hat sich aber dabey nicht ganz zu entschuldigende Freyheiten genommen.

Eben derselbe Künstler zeichnete die Götterversammlung, welche dem ersten Gesang vorgesetzt ist, mit edlen Formen und wohlgefälliger Beleuchtung. Kundige des Alterthums treffen unter den Figuren mehrere alte Bekanntschaften an, z. B. die sogenannte Venus Urania, ganz genau nach der antiken Statue gezeichnet.

Bey dem Kupfer zum zweyten Gesang; wie der König von Melinde und Gama sich begrüßen, von Fragonard, möchte bemerkt werden daß der Sonnenschein über des Königs Haupt, als Motiv zu Gunsten der malerischen Wirkung des Bildes vortheilhafter hätte benutzt werden mögen.

Die Ermordung der Ignes de Castro lieferte Stoff zu dem Kupferblatt des dritten

Gesanges, wo die hingesunkene, sterbende Ignes mit ihren zwey Kindern eine sehr schöne Gruppe bildet; auch verdient der zierliche Wurf des Gewandes Lob, nicht weniger der wohlausgedachte Grund des Bildes.

Das schon vorhin, wegen angenehmer Ruhe und Uebereinstimung im Ganzen, mit Beyfall erwähnte Kupfer zum vierten Gesange, wo dem König Emanuel die Flüsse Indus und Ganges im Traume erscheinen, von Fragonard gezeichnet, mag auch in Hinsicht auf Erfindung für das gelungenste gelten. Freylich möchten wir nicht wagen die Verwandtschaft des schlafenden Königs mit dem schlafenden Jakob in Raphaels Logen abzuläugnen, dieser aber ist auch von solcher vollendeter Vortrefflichkeit daß der spätere Künstler lobenswürdig erscheinen dürfte, der es nicht anders machen wollte, da es nicht besser zu machen war.

Weniger erfreulich als das jetzt gedachte Blatt ist das zum fünften Gesang dienende, ebenfalls von Fragonard entworfen. Ein Riesenbild erscheint dem, das Vorgebirg der guten Hoffnung umschiffenden Gama; der Ausdruck wahrhaftiger Großheit gelang aber nicht, auch sind die Figuren des Gama und seiner Schiffsgesellen keineswegs zierlich angeordnet.

Auf dem Kupfer zum sechsten Gesang, abermals Erfindung von Fragonard, befiehlt Venus den Sturmwinden zu ruhen und die Göttin, eine zierliche, woferne wir nicht irren, einem alten Vasengemälde nachgebildete Figur, gruppirt mit ihren Nymphen gut genug, hingegen ist die Wirkung des Bildes wenig angenehm.

Gamas Ankunft und Landung zu Calicut, auch von Fragonard gezeichnet, und dem siebenten Gesange vorgesetzt, hat hinsichtlich auf Anordnung des Ganzen kein ausgezeichnetes

Verdienst; doch sind die einzelnen Figuren fast alle wohl gelungen, zumal haben wir das Ritter-Kostüme nicht leicht mit mehr Geschick, Verstand und Anmuth gebraucht gesehen als hier bey Gama und seinen Gefährten geschah.

Mehr erwähnter Fragonard sollte in der Anordnung des Blatts vor dem achten Gesang, Gama's zweyte Audienz beym Samorin darstellend, glücklicher gewesen seyn, weil dasselbe alsdann keinem der andern nachstehen würde: denn das Indianische Kostüme ist hier sehr wohl angewandt, der abendländische Ritter in stählerner Rüstung contrastirt vortrefflich dagegen, die Zeichnung überhaupt ist gut, die Köpfe von geistreichem Ausdruck und die Gewänder zierlich gefaltet.

Im Kupfer zum neunten Gesang, von Desenne gezeichnet, wo die Helden an der Insel der Venus gelandet sind, gefällt der

landschaftliche Grund und von den Gruppen der zärtlichen Ritter und Mädchen nehmen sich mehrere gut aus und selbst noch zierlicher als die, ebenfalls nicht zu tadelnden beiden Hauptfiguren, Venus und Gama. Allein das Liebeln und Herzen steht schon bejahrten, würdigen, bärtigen, in Stahl gekleideten Rittern nicht sonderlich an, und sie sehen aus wie zum besten gehalten. Ganz unbedenklich glauben wir behaupten zu können, solche Scenen eignen sich nicht für die bildende Kunst, außer etwa wenn man scherzhafte Darstellungen beabsichtigt. Gegenwärtig aber war alles ernst gemeint, und der Künstler wollte nichts weniger als seiner Helden spotten.

Das letzte, dem zehnten Gesang vorgesetzte Blatt, wo Gama, nach seiner Rückkehr, an den König Emanuel Bericht erstattet und die mitgebrachten indischen Seltenheiten vorweist, von Fragonard gezeichnet, ist in Hin-

sicht auf Anordnung, Zeichnung und Charaktere nicht zu tadeln, nur hätte das Licht besser gesammelt werden sollen, damit die Wirkung fürs Auge erhöhet worden wäre.

8.

Die Steindruckerey oder Lithographie, welche, bekanntlich eine deutsche Erfindung, an mehreren Orten in Deutschland, mit dem vorzüglichsten Erfolg aber zu München geübt wird, hat in kurzer Zeit schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht, sieht ihrer weitern Vervollkommnung entgegen und, indem sie die mannigfaltigste Anwendung gestattet, sind uns eben dadurch die wichtigsten, jetzt noch ge nicht, ihrem ganzen Umfange nach, zu ermessenden Vortheile verheißen. Wir gedenen bey anderer Gelegenheit weiter davon zu andeln; gegenwärtig mag die Bemerkung enügen daß auch außer Deutschland die Lithographie bereits mit Erfolg getrieben wird,

denn es sind uns aus Paris vier Blätter Landschaften zu Gesichte gekommen — de l' Imprimerie de C. de Lassteyrie, Lithographe du Roy, Dessiné par Thiénon.

No. 1. Vue prise à la Riccia.
— 2. Vue prise sur le bord du Teverone.
— 3. Vue prise à la Ville d' Est.
— 4. Vue prise à Tivoli.

Alle vier Blätter in mäßig großem Folioformat und in die Höhe gezeichnet. Seine Standpuncte wählte der Zeichner mit vielem Geschmack und Sinn für das Malerische, vorzüglich ist dieses bey der Aussicht in Villa d' Este der Fall. Sollen diese Blätter, was wir freylich nicht wissen können, zeigen wie weit man mit der lithographischen Technik in Frankreich gekommen ist, so haben die Münchner Lithographen es allerdings im Kräftigen

und Vollendeten viel weiter gebracht, aber, mag es vielleicht an der Beschaffenheit des Steins oder an einem etwas andern Verfahren liegen, wir gestehen, daß wir noch nie lithographische Blätter gesehen von so gefälligem Effect, solcher anmuthigen Klarheit in den Halbschatten; auch keine wo alle Theile sich so deutlich auseinander setzen. Die Gebäude befriedigen vorzüglich; das Wasser wie auch der Baumschlag erscheinen etwas manierirt, solches ist aber wohl nicht Fehler des Steindrucks sondern vom Zeichner verschuldet.

9.

Paris, d' l'Imprimerie Royale 1819. Voyage dans le Levant en 1817 et 1818 pr. Mr. le Comte de Forbin, bestehend aus 132 Seiten Text, 78 Bildertafeln und zwey, nicht numerirten, mit Planzeichnungen, Durchschnitten rc.

Noch nie dürfte ein Prachtwerk so schnell als dieses vollendet und dem Publikum übergeben worden seyn. Kaum ist der Reisende aus den fernen, von ihm besuchten Gegenden wieder zu Hause angelangt, so erfährt man auch schon, was er gesehen und beobachtet, herrlich gedruckt in sehr großem Folioformat, reich und mannigfaltig mit Bildern geschmückt. Ein solches konnte nur geschehen indem die Lithographie den bildlichen Theil des Werks förderte. Und so sind denn die 78 verschiedenen Darstellungen von Gegenden, Städten, Ruinen alter Gebäude, Volkstrachten u. dgl. mit Ausnahme weniger, auf Kupfer geätzten Blätter, alles Steindrücke, in der bey lithographischen Arbeiten gewöhnlichen Zeichnungs-Manier mit schwarzer Kreide ausgeführt. Da es unser Geschäft nicht seyn kann zu untersuchen welchen Werth die Reisebeschreibung des Herrn Grafen Forbin, hinsichtlich auf Völker- und Länderkunde behauptet, so übergehen wir den Text ganz und lenken

unsre Betrachtung auf die Bilder, vornehmlich auf die lithographischen, von denen immer mehr, und auf mannigfaltigere Weise, nicht allein bey uns in Deutschland, sondern auch bey unsern kunstgeübten Nachbaren Gebrauch gemacht wird. Dieser Umstand ist für die lithographische Technik von unverkennbarem großen Nutzen und läßt mit Zuversicht fernere Ausbildung dieses vielversprechenden Kunstzweigs hoffen.

Darstellungen und Reihenfolge der Blätter in dem anzuzeigenden Werk deuten den Weg an welchen der Reisende genommen. Das erste Blatt enthält eine Aussicht von der Insel Milo, mit Theater-Ruinen im Vorgrunde. Es folgen zwey Prospecte aus Athen, mehrere aus Constantinopel, einer von Ruinen zu Ephesus, vier von St. Jean d'Acre, einer von alten Ueberbleibseln zu Cäsarea in Syrien, eine Ansicht des lustig gelegenen Jaffa, sodann die beträchtliche Folge von Ansichten

aus Jerusalem und andern Orten des heiligen Landes, welche unsere anschauliche Kenntniß jener merkwürdigen Gegenden allerdings erweiterten. Auch scheinen sie überhaupt am sorgfältigsten ausgeführt, ja oft sind sie, durch glückliche Wahl der Standpuncte, zu wahrhaft malerischen Bildern geworden. Von No. 46. bis zu Ende haben alle Bilder auf Aegypten Bezug und sind ebenfalls nicht ohne Verdienst; ziehen aber weniger an weil man, durch Denon und das große französische Werk über Aegypten, bereits vollständiger und besser von dortigen Merkwürdigkeiten belehrt ist.

Die Blätter sind mehr und weniger fleißig ausgeführt, vermuthlich nach der jedesmaligen Beschaffenheit der an Ort und Stelle verfertigten Entwürfe, auch wird einige Verschiedenheit der Manier in der Ausführung wahrgenommen, da eine beträchtliche Anzahl, zum Theil rühmlich bekannter Künstler sich unter den Blättern als Zeichner derselben genannt

haben. Unter einem der zartesten und zierlichsten, das Thor von Damascus zu Jerusalem darstellend, lesen wir den Namen J. Isabey. Der Brunnen Siloa, fast eben so zierlich und gefällig behandelt, ist von Buton, so wie eine Ansicht vom Innern der Kirche des heiligen Grabes, welche sich durch wohlgerathene Angabe der Halbschatten auszeichnet. Mehreres Gelungene rührt von Thienon her, dessen wir schon einmal in diesen Blättern rühmlich erwähnt haben, anderes von Baltard, Deseynes, Burgois, Bouteiller, C. Vernet, Fragonard, Legros, Vauzelle, Daguerre und Hersent.

Allen Blättern ist beygeschrieben Lithographie de G. Engelmann, und wir stehen nicht an ihnen das Zeugniß zu ertheilen, daß sie zu den besten gehören welche diese Kunstart hervorgebracht. Nach Maßgabe des gegenwärtigen Zustandes der Lithographie schicken sich einfache Gegenstände für dieselbe am

besten. Landschaften hingegen mit weiten Fernen und mannigfaltiger Abstufung verschiedener Gründe, setzen sich nie deutlich auseinander, auch Lüfte wollen nicht gerathen; vornehmlich aber mangelt den dunklen Schattenparthien des Vordergrundes Sättigung, Klarheit und Deutlichkeit. Daß also einfache Landschaften, mit wenigen Gründen am besten ausfallen, bethätigt sich durch mehrere Blätter des angezeigten Werks, vornehmlich durch No. 56. Vue de Minié, sur le Bord du Nil, dans la haute Egypte, von Le Comte gezeichnet, welches Blatt in Hinsicht auf gefälligen, anmuthigen Schein allen andern vorzuziehen ist. Die Ansicht von Rama hingegen, an sich ein reiches und schönes Bild, war eine zu schwere Aufgabe; kaum kann der Maler mit Pinsel und Farbe die Wirkung aus Wolken hervorbrechender Sonnenstrahlen nachahmen, weniger der Kupferstecher, und auf Stein in Kreidemanier ist dergleichen am allerwenigsten zu leisten; zwar geben wir gerne zu die Litho-

graphie sey noch großer, weitausreichender Verbesserungen fähig; für jetzt aber mögen Künstler welche sich mit derselben befassen wohl erwägen: daß Bilder von zarter, künstlicher Haltung und solche die gewaltigen Effect, durch große dunkle Massen, bezwecken nur mit sehr unsicherm Erfolg unternommen werden.

Freylich haben wir unter denen zu München erschienenen Steindrucken, nach Gemälden der dortigen Gallerie, verschiedenes von Seiten kräftiger Wirkung Wohlgelungenes angetroffen. Andere lithographische Anstalten aber scheinen darin weniger als die Münchner zu leisten. Die Haltung betreffend müssen wir jedoch gestehen daß uns keine Beyspiele bekannt sind, wo dieselbe in Steindruck so untadelhaft bewirkt worden wäre, als von Kupferstechern öfters geschehen ist.

Die untermischten Kupferblätter unsers Werks in Aqua-Tinta-Manier, enthalten zwey

interessante Ansichten von Jerusalem, eine, die ganze Stadt darstellend, vom Thal Josaphat her gezeichnet, Hauptgegenstand der andern ist die El Haran genannte Moschee an der Stelle des ehemaligen Tempels auferbaut; andere zeigen Grabmäler ägyptischer Sultane und Ruinen altägyptischer Gebäude zu Theben. Als Vorbilder scheinen nur flüchtig entworfene Zeichnungen hier gedient zu haben.

10.

Lebensbeschreibung des schweizerischen Reformators Ulrich Zwingli.

Mit 8 Kupferblättern und einer Nachahmung seiner Handschrift. Zürich bey Ziegler und Söhnen. 1819. in 4to.

Dieser Schrift, welche durch die Feyer des dritten Secularfestes der Reformation in Zürich veranlaßt worden, gedenken wir hier

vornehmlich wegen der wohlgerathenen Kupferstiche mit denen sie geziert ist, da ihr übriger Inhalt sich besser zur Anzeige in einem litterarischen Blatt eignet; doch enthalten wir uns nicht auch dem Text, oder der Lebensbeschreibung unsern Beyfall zu bezeugen. Sie stellt ein treffendes, aber, eben weil es nach der Wahrheit geschildert ist, nicht sehr freundliches Bild des damaligen Zustandes, des Widerstreits der Meinungen und wie diese von Privat-Interessen gewaltig erregt und gelenkt worden, dar; ist übrigens mit vieler Mäßigung gegen andere Religionspartheyen geschrieben, berührt kurz, doch befriedigend alle Hauptmomente aus Zwingli's Leben, dessen Eifer als Patriot, dessen Lehre als Reformator, bis auf seinen am 11ten October 1531 in der Schlacht bey Cappel erfolgten Tod.

Die acht Kupfertafeln sind ohne Ausnahme reinliche Arbeiten; zwey derselben rühren von

Eßlinger her, drey hat Hegi, zwey Oberkogler und eine H. Meyer verfertigt; Künstler die bereits durch andere Arbeiten dem Publikum vortheilhaft bekannt sind.

Zwinglis Bildniß auf der ersten Kupfertafel interessirt nicht allein weil es, fleißig ausgeführt, den so merkwürdigen Mann mit charakteristichen Zügen darstellt, sondern auch darum daß es einem Gemälde von Hans Asper nachgebildet ist, welcher Künstler ausgezeichnete Verdienste besessen und allenfalls dem Lucas Kranach gleichgeschätzt werden möchte, aber wegen der großen Seltenheit seiner Werke wenig bekannt ist.

Die reiche Composition, welche Zwingli's Abschied von seiner Familie darstellt, als er, den Zürcher Heerhaufen begleitend, zum Kampf auszog, verdient von Seite der Erfindung betrachtet großes Lob; der Künstler hat seine Motive wohl gewählt, der Hauptfigur

die erforderliche Würde gegeben, alles ist voll lebendiger Bewegung, aber das zerstreute Licht und einige zu dunkle Schatten stören die Ruhe des außerdem mit vielem Geist radirten Blatts. Gleiches Lob in Hinsicht auf Erfindung ist auch dem Blatt zu ertheilen welches Zwingli darstellt in der Hauptkirche zu Bern predigend, im Vordergrund einen Priester der eben Messe lesen wollte, aber durch die Predigt überzeugt daß Meßgewand ablegt. Nur erscheinen auch hier die Figuren des Priesters und zweyer Chorknaben etwas zu grell beleuchtet und zu dunkel abschattirt. Die Aussicht vom Schlachtfeld bey Cappel, auf das ehemalige Kloster und die Kette der schweitzerischen Hochgebirge, ist sehr gefällig und von guter Wirkung. Ein Blatt mit Abbildung der Waffen Zwingli's verdient Lob wegen geschmackvoller Anordnung derselben, auch ist es sauber ausgeführt. An die letzte Tafel mit sieben verschiedenen Denkmünzen auf Zwingli, alle mit dessen Bildniß und in ältern Zeiten ihm zu Ehren geprägt,

müssen wir ebenfalls besonders erinnern, da sie reinlich und geistreich gearbeitet ist.

II.

Geschah im Vorigen der Biographie Zwingli's und der sie verzierenden Kupferstiche beyfällige Erwähnung, so fordert uns solches auf auch der beyden Medaillen zu gedenken, welche der geschickte Stempelschneider Herr Bruckmann in Heilbronn, zur Feyer des in Zürich und Winterthur statt gehabten Jubelfestes der Reformation verfertigt hat. Beyde Medaillen, eine größere und eine kleinere, zeigen auf dem Avers des Reformators Brustbild, mit löblicher Kunst fleißig und geistreich ausgeführt, die Averse enthalten Schrift. Wir möchten die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde diesen, und noch mehr einer größeren auf Luther von demselben Künstler zugewendet wissen, weil die Kunst Stempel zu schneiden gegenwärtig in Deutschland eben nicht in blühendem Zu-

stande ist, wie die ganz abscheulichen Münzgepräge mehrerer, ja der meisten deutschen Staaten zur Genüge darthun.

12.

Wahrhaftig verdienstliche Schaumünzen, in Mayland geprägt und die Stempel von dortigen Künstlern geschnitten, sind uns zu Gesicht gekommen; von den vorzüglichsten wollen wir unsern Lesern einige nähere Nachricht geben.

1) Vorderseite, Kopf des bekannten Dichters Vincenzo Monti, mit dessen Namensumschrift. Kehrseite, Lorbeerkranz, in demselben steht: Il Dante del Secolo XIX.

2) Avers, das Bildniß des Malers Andrea Appiani, Revers, die Worte: L'insubre Apelle del Secolo XIX, umgeben mit einem Eichen- und Lorbeerzweig.

3) Avers, Bildniß des Kupferstechers Longhi, mit der Umschrift: Giuseppe Longhi incisore filosofo. Kehrseite, ein Lorbeerkranz und inner demselben: Arte, Grazia e Sapere.

L. Cossa ist der Name des Stempelschneiders von dem diese drey Münzen herrühren.

4) Avers, das mit Lorbeer gekrönte Haupt des östreichischen Kaisers, umher FRANCISCO I. AUSTRIACO. PIO. AUG. FELICI. Ganz unten Vasallo f. Der Revers stellt den Kaiser zu Pferde in römischer Kleidung dar; vor ihm steht personificirt die Stadt Mayland, an ihrem Wappenschild und der Mauerkrone kenntlich, umher die Worte: ADVENTU AUGUSTI FAUSTISSIMO. Unten im Abschnitt: ordo et populus Mediol. Die XXXI. Decembris MDCCCXV. Ein anderer Künstler als der

so des Kaisers Bildniß geschnitten hat diesen Revers gearbeitet, er heißt L. Manfredini und ist vermuthlich derselbe welcher sich L. M. unterzeichnete auf der schönen Medaille

5) deren Avers das Brustbild der verstorbenen Kaiserin von Oestreich enthält mit der Umschrift: MARIA LUD. AUSTR. IMP. LONGOB. ET VENET. REG. unten: UXORI AD LARES REDUCI FRANCISCUS. Der Revers, die Iris schwebend mit einem großen Merkurstab, rundum die Worte: IRIS AUGUSTA. MEDIOLANI MDCCCXVI.

6) Gedächtnißmünze auf den unlängst verstorbenen Maler Giuseppe Bossi, mit dessen Bildniß; auf der Kehrseite liest man: Pittore dotto, valentissimo Maestro, onore di sua patria, unten: Milano A. 1818.

7) 8) Zwey einander fast ganz ähnliche Schaumünzen auf den berühmten Bildhauer

Antonio Canova, die Vorderseite stellt auf beyden dessen Profilbildniß dar; der Revers, eine einen Kreis bildende Schlange, in welchem, oben der Huth des Mercurius, unten das Haupt der Minerva zu sehen ist; dazwischen die Worte: Al Secolo decimo nono.

Der Meister dieser letzten Medaillen nennt sich Putinati und hat seine Kunst außerdem noch in einer äußerst zierlich flacherhaben gearbeiteten kleinen Nachbildung des Abendmals von Lionardo da Vinci bewiesen.

Bey der Anzeige der genannten Schaumünzen geht unsere Absicht nicht dahin den Gehalt der allegorischen Erfindungen, oder das Passende der Um- und Inschriften zu prüfen, denn, offen gesagt, der insubre Apelle, der Incisor filosof, und der Dante del Secolo XIX. erfreuen uns eben nicht; sondern wir wollen die Arbeit der Stempelschneider

berücksichtigen und es läßt sich gar manches Gute von denselben sagen.

Mit lobenswürdigem Fleiß sind alle drey von L. Cossa verfertigten Köpfe ausgeführt, die Behandlung ist indessen etwas streng, zumal in den Haaren; Appiani's Bildniß ist dem Künstler am besten gerathen und in der That ein schönes Werk. Das des Poeten Monti hat zwar nicht minder Geist, aber einen etwas grämlichen, wenig angenehmen Ausdruck, auch scheint in den Zügen mehr Detail angebracht als eben nöthig war.

In dem von Vasallo geschnittenen Profil des östreichischen Kaisers Franz I. herrscht gute Manier und Geschmack, es ist ein edler wohlgezeichneter Kopf, die Arbeit an den Haaren sollte nur freyer und kecker seyn. L. Manfredini, welcher den Revers zu dieser Medaille geschnitten, hat sich sehr wacker benommen; das Pferd gefällt durch lebhafte

Bewegung und Wohlgestalt, der Reuter sitzt bequem; nicht weniger gelang ihm die, Mayland vorstellende, weibliche Figur.

Mit noch mehr Vorzügen ausgestattet finden wir die leichtschwebende, geschmackvoll gekleidete Iris auf einer Schaumünze, welche zu Begrüßung der höchstseligen Kaiserin Louise geprägt worden. Ahndungsvoll scheint der Künstler, indem er die Ankunft bezeichnen wollte, zugleich das Scheiden vorbedeutet zu haben. Und in diesem Doppelsinne werden die Verehrer einer unvergleichlichen Fürstin diese Schaumünze niemals ohne die innigste Rührung betrachten können.

Den besten Geschmack, Styl und Behandlung finden wir in den drey Münzen von Putinati. Die Zeichnung ist fließender als auf denen von Cossa, die Fleischpartien erscheinen natürlicher und weicher, die Hadre weniger drathartig und die Ausführung eben so sorgfältig.

Am vorzüglichsten ist nach unserer Meynung derjenige Kopf Canova's gelungen, wo der Name Putinati auf dem Stück Brust inwendig geschrieben steht.

Gleiche Kunst und Geschmack von Seite der Ausführung wie in den Schaumünzen auf G. Bossi und A. Canova bewies Putinati auch an einer Schaumünze, deren Avers das Bildniß des Großherzogs von Sachsen-Weimar enthält; die Kehrseite aber kleine gegen einander gewendete Profilköpfe des L. da Vinci und des genannten Bossi, am Rand umher die Worte: ITALIA SALVTATA MONVMENTIS ARTIVM CONQVISITIS PATRIAEQ. DONATIS. und unter den besagten Profilköpfen: SAXONIA MEMOR, MDCCCXVII.

Vergleicht man diese Schaumünze mit denen welche derselbe Künstler auf A. Canova verfertigt hat, so möchte sie, in Hinsicht auf

Styl und Harmonie des Ganzen, jenen beyden nachstehen, selbst der Münze auf Bossi den Vorzug lassen müssen. Nichts desto weniger hat das Gesicht des Großherzogs geistreiche Züge, der untere Theil, zumal Wange, Mund und Kinn sind trefflich gearbeitet, mit bestimmt gezeichneten Formen und doch weich, angenehm und natürlich, der Hals ist noch besser, man kann beynahe sagen musterhaft in Form und Behandlung.

Im dritten Hefte des ersten Bandes findet sich die Veranlassung zu diesem Kunstwerk S. 117. ausgesprochen.

Die kleine länglich-viereckte Nachbildung des Abendmals, von Leonard da Vinci, gleichfalls in Metall ausgeprägt, wird Jedermann mit Vergnügen betrachten. In den Köpfen der Apostel ist die Verschiedenheit des Charakters recht sehr gut ausgedrückt, und wer die traurigen Reste des Originals, alte Copien,

oder auch nur R. Morghens schönen Kupferstich im Gedächtniß behalten hat, erkennt hier die Züge jeder Figur wieder. Der perspectivische Grund, wie auch die übrigen reichen Nebenwerke sind mit großer Sorgfalt, ohne die Figuren zu benachtheiligen, ausgeführt.

An die mayländischen Schaumünzen mag sich wohl füglich eine zu Paris geprägte anschließen, welche sowohl von Seiten der Kunst der Arbeit als des dargestellten Gegenstandes unserer Aufmerksamkeit werth ist. Wie in Deutschland so feyerten auch in Frankreich die Glaubensverwandten der lutherischen Kirche ihrer Gründung drittes Jubelfest und zur Erinnerung an dasselbe wurde diese Schaumünze geschlagen. Die Vorderseite stellt das Brustbild Martin Luthers vor, ähnlich, das Gesicht besonders gut gearbeitet, bestimmt zwar, doch gleichwohl weich und fleischig; die Haare sind zierlich, man möchte aber die

Locken etwas feiner wünschen, weil solches dem Eigenthümlichen in Luthers Gestalt mehr angemessen gewesen wäre, die Falten des Chorrocks dürften weniger geschwungene Linien und Rundungen haben. Um das Haupt steht MARTIN LVTHER und unten mit kleinerer Schrift der Wahlspruch: Verbum Dei manet in aeternum.

Auf der Kehrseite sieht man eine vom Himmel herab schwebende wahrhaft elegant gezeichnete weibliche Figur; sie ist von einem langen zarten Gewand und weiten Schleyer umflossen, Licht strahlt hinter ihr her und drey Sterne stehen über ihrem Haupte. Sie trennt und schiebt Wolken zurück welche einen geistlichen Altar und auf demselben das Evangelienbuch umhüllend deckten. Zu den Füßen der Figur auf dem von ihr kaum berührten Erdrund liest man den Namen Wittenberg, als an welchem Orte die kirchlichen Aufklärungen begannen, am Rand stehen die Worte:

TROISIEME IUBILÉ DE LA REFORMATION und unten im Abschnitt: Celebré à Paris MDCCCXVII. Der treffliche und aus andern Arbeiten noch nicht bekannte Künstler, welcher die Stempel zu dieser Medaille geschnitten, heißt Depaulis, und sein Werk gehört zu den guten, ja zu den vorzüglichsten der neuern französischen Schaumünzen. Wir reden aber hier nur von der Ausführung sowohl des Bildnisses Luthers als der Figur auf der Kehrseite; denn ob die Erfindung von dieser letztern, womit man ohne Zweifel Glaubens-Aufklärung hat bedeuten wollen, zu loben sey oder Einwendung erlaube, würde einer zu weitläuftigen Untersuchung bedürfen als daß wir uns hier schicklich darauf einlassen könnten.

Von dem Monument welches zu Ehren des Fürsten Blücher von Wahlstatt durch Herrn Director Schadow in Berlin verfertigt worden, erfuhren unsere Leser aus

dem vorigen und vorvorigen Heft manches die Veranlassung, die Darstellung wie auch den glücklichen Fortgang der Arbeit Betreffende; das Ganze ist seitdem vollendet und zu Rostock auf dem dafür bestimmten Platz errichtet worden. Der Meister hat selbst in einer besondern Schrift: Ueber das Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstatt, als es am 26ten August 1819 zu Rostock feyerlich aufgestellt wurde, 18 S. in 4to dem Publicum Rechenschaft geben wollen, von der Hauptfigur, ihrer Stellung und Bekleidung, vom Inhalt der die Seiten des Fußgestelles zierenden Basreliefe, wie auch von dem Verfahren welches man bey dem Guß der verschiedenen Stücke beachtet; wir können also auf diesen eignen Bericht des Künstlers die Antheil nehmenden Kunstliebhaber verweisen. Der Schaumünze aber so auf die Feyer der Aufstellung des Denkmals geprägt worden müssen wir noch gedenken. Ihre Hauptseite stellt das bronzene

Standbild auf dem reich verzierten Fußgestelle dar, mit der Umschrift: Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstatt, und auf der Kehrseite liest man: Errichtet in seiner Vaterstadt Rostock von Meckelnburgs Fürsten und Volk den 26ten August 1819. Der Stempelschneider Herr Jachtmann hat die hier flachrelief im Kleinen nachgebildete Statue mit ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit ausgeführt, der Kopf gleicht, die Hände sind richtig und deutlich gezeichnet, die Glieder haben gute Verhältnisse, auch auf die Falten ist Sorgfalt verwendet, und wenn die Stellung der beiden Hände des Helden zum Ganzen der Figur nicht günstig componirt, so mag zur Entschuldigung dienen daß wenn das Denkmal mehr von vorn gezeichnet wäre, man die reiche Seitenansicht des Fußgestelles mit dem auf den Sieg bey Belle-Alliance sich beziehenden Basrelief eingebüßt hätte. Ueberhaupt ist die Arbeit des Herrn Jachtmann sehr zu loben, sie befriedigt den Ver-

stand indem sie wahrhaft gut und geistreich ist, die Nettigkeit aber lockt, besticht das Auge. Wir hoffen diese Eigenschaften werden dem Werk die wohlverdiente günstige Aufnahme bey allen Kunstfreunden bereiten und finden uns veranlaßt noch einmal an das zu erinnern was wir oben bey der Gelegenheit der Schaumünzen auf Luther und Zwingli von Herrn Brückmann angemerkt haben.

15.

Zu Nürnberg erschien bey Riegel und Weisner: Neues Taschenbuch von Nürnberg, enthaltend eine topographisch-statistische Beschreibung dieser Stadt und geschichtliche Einleitung LXVIII. S. in 8vo 1819, mit neun Kupfern und drey Vignetten, von so vielem Kunstverdienst daß eine nähere Anzeige derselben, wie wir hoffen, den Liebhabern der Kunst angenehm seyn wird: denn je gewohnter man ist in ähnlichen Städtebeschreibungen mittelmäßige Kupfer zu finden, desto unerwar-

teter begegnet man hier Arbeiten von ausgezeichnet fleißiger und reinlicher Behandlung, welche auch überdem noch billige Kunstansprüche befriedigen. Die genannten neun Kupfertafeln enthalten folgende Gegenstände: 1) Bildnisse von Hans Sachs und J. C. Grübel. 2) Bildnisse von Willibald Pirkheimer und dem berühmten Cosmographen Martin Behaim. 3) Ansicht der St. Sebaldskirche, 4) des vortrefflichen bronzenen Grabmals des heiligen Sebaldus, 5) der Lorenzkirche, 6) der Frauenkirche, 7) der Burg, 8) des Hospitals zum heiligen Geist, 9) des schönen Brunnens. Die drey Vignetten stellen das alte Wappen der Stadt Nürnberg, das metallne Taufgefäß in der Sebaldskirche und einen großen, reich verzierten Erker am Pfarrhof derselben dar. Das Grabmal des heiligen Sebaldus ist nach Reindels Zeichnung von Geißler mit wahrhaft bewundernswürdigem Fleiß und Nettigkeit gestochen. Die übrigen Ansichten sind nach Zeichnungen des Herrn G. C. Wilder, No. 3)

5) und 6) von Dutenhofer, 8) von Haldenwang gearbeitet, welche beyde daran ihre schon bekannte Kunstfertigkeit bewiesen haben. No. 7) und 9) nebst den Vignetten sind von dem vorhin gelobten Herrn Geißler und die vier Bildnisse auf No. 1) und 2) nach verschiedenen Vorbildern von Herrn Fleischmann in punctirter Manier, sehr reinlich mit Kraft und Geist gestochen. Pirkheimers Bildniß nimmt sich als ganz vorzüglich gelungen aus. Auch der Umschlag verdient beyfällige Erwähnung, er ist mit vielem Geschmack von C. Heideloff entworfen, von Geißler gestochen, und zeigt, in Form von Medaglions, die Bildnisse Albrecht Dürers und P. Fischers mit nebenstehenden allegorischen Figuren.

Wir wollen die Anzeige dieses Taschenbuchs mit der Bemerkung schließen, daß man an der ganzen schönen, mit Liebe und mit Aufwand besorgten, nicht auf Gewinn berechneten Ausstattung, wie auch an manchem Zug

des wohlabgefaßten Textes mit Vergnügen ein patriotisches Zusammenwirken der Künstler, der Verfasser und des Verlegers gewahr wird, welches um so mehr am Platz und ehrenwerth ist als der Nürnberger vor andern Deutschen Grund hat sich seiner Vaterstadt zu rühmen und dessen was die Vorfahren geleistet sich zu erfreuen.

16.

Frankfurt am Mayn, 1818. Fünfundzwanzig Ansichten von Frankfurt am Mayn, seiner Umgegend und den nahen Heilsquellen, Wilhelmsbad, Soden, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und Ems. Text von Anton Kirchner.

Wir lassen dieses Werk gleich auf das vorangezeigte Taschenbuch von Nürnberg folgen, weil es mit demselben die ausnehmende Reinlichkeit der Arbeit gemein hat; auch fanden wir unter mehreren Blättern die Namen der Herren Geißler, Haldenwang und Dutenhofer wieder, zu denen sich noch Jury und Veith

gesellen. Die von letztern gestochenen Blätter gehören sogar zu den besten, vornehmlich in Betracht des Baumschlags. Herr Geißler hat die Wasserparthien schimmernder und klarer als einer seiner Mitarbeiter zu machen gewußt; Herr Haldenwang am meisten Tag und Duft in seine Bilder gebracht. Die von Herrn Jury gearbeiteten Platten gehören zu den zartesten und fleißigsten in der Ausführung, und wenn die welche Herr Dutenhofer geliefert von dieser Seite gegen die andern etwas zurückbleiben, so gab er hingegen den Formen am meisten Bedeutung und Charakter.

17.

Ansichten von Berlin, Potsdam, Charlottenburg, Parez und der Pfauen-Insel. Berlin bey L. W. Wittich.

Obwohl von diesem Werk nur erst zwey Hefte, jedes von 8 Blättern kl. Quer-Fol.

in Aqua-Tinta-Manier erschienen sind, eignet es sich doch zu einer Anzeige; denn Art und Kunst ist bereits deutlich ausgesprochen und die nachfolgenden Blätter werden nicht bedeutend von den vorhandenen abweichen.

Das Räumliche der Plätze, der Straßen, die Pracht der Gebäude, mit einem Wort, der Charakter einer Königsstadt ist in den Ansichten von Berlin recht gut dargestellt; bringt man weiter noch in Anschlag die im Ganzen ungemein reinliche Arbeit, die klaren Schatten, heitern Lüfte und den gefälligen sanften Ton mancher Blätter, so verdient das Werk Billigung und gute Aufnahme bey den Kunstfreunden. Den vorhin angezeigten Prospecten von Frankfurt und der Umgegend gegenüber möchte alles zum Fach architektonischer Darstellung Gehörige hier von besserm Geschmack und Wirkung seyn, dort aber haben die landschaftlichen Gegenstände sehr bedeutende Vorzüge.

18.

Sehr niedliche und zum Theil sehr anmuthige naive Darstellungen sind acht kleine Blätter, Steindrucke mit Farben illuminirt, von den Gebrüdern Herrn Henschel in Berlin; sieben dieser Blätter stellen Scenen aus Goethe's Jugendjahren dar, das Titelblatt dessen Bildniß wie nach Marmor oder Gyps im Profil gezeichnet. Vorzüglich geistreich und mit heiterm Humor ist die Scene gedacht, wo der Knabe Goethe mit seiner Schwester Verse aus Klopstocks Messias declamirt und der erschreckende Barbier den Vater mit dem Seifenbecken begießt; drey bis vier von den andern Blättern sind nicht weniger lobenswerth, die Künstler scheinen eine ähnliche Auffassungsgabe des Natürlichen wie weiland Chodowiecki zu besitzen, doch scheint uns ihre Behandlung etwas mehr Freyheit und Leichtigkeit zu haben, sie zeichnen die Falten mit besserm Geschmack, Nebenwerke und Gründe ebenfalls, auch ist die Beleuchtung malerischer.

19.

Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen eines schon vor einigen Jahren erschienenen Werks: Ifflands mimische Darstellungen, worin die genannten Brüder Henschel gar treu und der Wahrheit gemäß die sprechendsten Mienen und Gebärden mit denen jener berühmte Schauspieler die Hauptstellen seiner besten Rollen zu begleiten pflegte aufgefaßt und dargestellt haben. Gewiß es bedurfte viel Talent und Kunstfertigkeit, so verschiedene angenommene Charaktere und Leidenschaften darzustellen, und unter allen Abwechselungen gleichwohl die eigenthümlichen Züge des Mannes beyzubehalten; der Künstler Aufmerksamkeit hat sich noch weiter und bis auf das Kostüme erstreckt, so daß wer Iffland öfters spielen sahe sich aus den Bildern seines Anzugs wieder erinnern wird. — Die Manier womit diese mimischen Darstellungen in Kupfer gestochen sind ahmt leichte Entwürfe in schwarzer Kreide nach, nur Umrisse mit einiger An-

deutung des Schattens. Auf dem Titel ist bemerkt sämmtliche Figuren seyen während der Vorstellung gezeichnet worden.

20.

Schon mehr als einmal ist in unsern Heften der alten Baurisse zum Kölner Dom gedacht worden. Einer mit dem Entwurf zum nördlichen Thurm, wahrscheitlich von des Baumeisters eigner Hand gezeichnet, wurde sonst im Domarchive zu Köln aufbewahrt; bey den politischen Erschütterungen aber, am Ende des vergangenen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, vernachlässigt und verloren, gerieth er, durch glückliche Zufälligkeit, in die Hände des Herrn Moller, zu Darmstadt, der denselben in neun großen Blättern, mit gewissenhafter Treue dem Orginal nachgebildet, hat stechen lassen. Diese Blätter sind von dem kunsterfahrnen Herrn Herausgeber begleitet mit Bemerkungen über

die aufgefundene Originalzeichnung des Doms zu Köln. 26. S. in klein Folio. Darmstadt, bey Heyer und Leske, 1818. worin Rechenschaft gegeben ist von der Zeit da das Gebäude des Doms angefangen wurde, von der Größe welche dasselbe erhalten sollte, von dem was wirklich ausgeführt ist und was gegenwärtig noch fehlt. Die Geschichte der Wiederauffindung des abgebildeten Baurisses wird sodann erzählt, und man erfährt nicht ohne Vergnügen daß den Herren Boisseree, als glücklichen Sammlern, gelungen sey noch eine Zeichnung auszuforschen und zu erwerben, welche für den südlichen Thurm entworfen war. Es folgen hierauf einige allgemeine Bemerkungen über die Grundsätze welche die alten deutschen Baumeister bey dem Entwerfen ihrer Aufrisse befolgten.

Ferner stellt der Verfasser die Fragen auf: Kann der Dom (zu Köln) ausgeführt werden? und welche Gründe sind für die Ausbauung

des Domes vorhanden, oder ist es vortheilhaft den Dom auszubauen? Beydes wird im Ganzen thunlich und selbst nützlich befunden, obwohl die Schwierigkeiten, welche allenfalls dem Unternehmen im Wege stehen möchten, nicht übersehen werden.

Bey dieser Inhalts-Anzeige wollen wir es bewenden lassen, dem Herrn Moller im Namen des kunstliebenden Publicums Dank sagend. Ueber die Trefflichkeit der Construction am Kölner Domgebäude, über das Große in der Gesammtmasse desselben wird gewiß jeder Sachkundige mit ihm einverstanden seyn; auch die weitere Fortsetzung und Vollendung des Baues allenfalls für möglich halten; wie aber, und auf welche Weise der erforderliche ganz ungeheure Aufwand beygebracht werden soll? ist eine Sache welche zwar weder den Baumeister noch den Kunstrichter zunächst angeht; allein den ohnehin genug geplagten Finanzmännern schwere Sorgen verursachen dürfte.

Um nun aber das große, durch die Einbildungskraft kaum zu erreichende Gebäude auch für solche Personen anschaulich und deutlich zu machen, welche weniger Fertigkeit besitzen über Werke der Architektur sich aus bloßen Linienumrissen zu verständigen, hat der Herausgeber gesorgt daß, neben den Abdrücken des gedachten Risses, auch Gegendrücke zu haben seyen, wodurch der Kunstfreund in den Stand gesetzt wird die Vorderseite des Domgebäudes vor seinen Augen aufzurichten.

Ein solches ist bey uns in Weimar geschehen, indem Herr Ober-Baudirector Coudray sich die Mühe gegeben ein dergleichen Doppelexemplar auf Leinwand zu fügen und dasselbe so kräftig als fleißig mit Aquarellfarben auszumalen. Zu diesem ersten Versuche gehörte manche theoretische und praktische Kenntniß; besondere Einsicht und Aufmerksamkeit war erforderlich um die Schatten richtig zu werfen, wobey der Grundriß gute Dienste leistete und das Werk

in seinen Theilen vor- und rücktretend so belebt wurde daß man einen perspectivischen Riß vor sich zu sehen glaubt. Auch im Einzelnen ward nichts versäumt; die fehlenden Statuen sind im alten Sinne eingezeichnet und manches andere zum Ganzen Förderliche beobachtet worden.

Die Mühe einer solchen Ausführung aber ist so groß daß sie kaum jemand zum zweytenmal unternehmen würde, wenn Technik und Handwerk nicht eingreifen und durch die ihnen eigenen Hülfsmittel, in einer gewissen Folge, die Behandlung erleichtern. Daher möchte wünschenswerth seyn, zu allgemeiner Verbreitung eines solchen Anschauens, daß Herr Moller selbst dergleichen Exemplare auszuarbeiten sich entschlösse. Buchbinder, Tapezier, Architekt und Decorateur, zusammen verstanden, mehrere Exemplare auf einmal in einem großen Raum anlegend, schattirend, colorirend, müßten sich hiebey in die Hand arbeiten und, wohlbedacht

und eingeübt, das Unternehmen leichter vollbringen. Wobey keine Frage ist, daß sich Liebhaber und Abnehmer finden würden; ja vielleicht wäre eine Subscription zu versuchen, welche schwerlich mißlingen dürfte. Man verzeihe uns, wenn wir allzudringend erscheinen! Das Vergnügen aber ein solches einziges Gebäude, und dessen vollständige Intention, mit Augen zu schauen gönnen wir unsern Landsleuten so gern und wir sehen hierin zugleich eine Vorbereitung zu ernster und nützlicher Aufnahme des Boissereeschen Domwerks, wovon wir nun bald das erste Heft zu erwarten haben.

So eben vernehmen wir, daß Herr Geh. Ober-Baurath Schinkel in Berlin ein gleiches colossales Bild verfertigte, welches das Glück hat in Ihro Majestät Palais aufgestellt zu seyn.

21.

Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Pallast, in der Burg zu Gellnhausen; eine Urkunde von dem Adel der von Hohenstaufen und der Kunstbildung ihrer Zeit. Historisch und artistisch dargestellt von Bernhard Hundeshagen 1819. 81 S. Text und 13 Kupferblätter in Folio.

Mit diesem Werk mögen wohl die meisten unserer Leser, wenigstens aus Anzeigen, bereits bekannt seyn, indem das Ganze schon im Jahr 1813 zur Herausgabe fertig war, aber im Brand zu Hanau den Flammen zum Raube geworden, daher kömmt die Benennung zweyte Auflage, welche man auf dem Titel lieset. Daß der Verfasser sich durch erwähntes Unglück nicht hat abschrecken lassen, sondern seine Arbeit, zum Theil neu begonnen und nun in friedlichen Tagen die wirkliche Herausgabe zu Stande gebracht, ist ein rühmliches Zeugniß von ausdauerndem Forscherfleiß und Liebe für

deutsche Kunst und Alterthümer. Wer diese Neigung mit ihm theilt, und wir möchten solches jedem gebildeten Deutschen, wiewohl mit Mäßigung, zutrauen, wird die Arbeit des Herrn Hundeshagen dankbar aufnehmen und ihr verdiente Aufmerksamkeit schenken. Eine umständliche Inhalts-Anzeige wäre demnach überflüssig, es ist genug wenn wir bemerken das Ganze zerfalle in zwey Abtheilungen, deren erste das Leben der Edlen von Hohenstaufen, insbesondere Kaiser Friedrichs des I. Barbarossa, enthält, die zweyte, Abbildung und Beschreibung der Ueberreste des kaiserlichen Pallastes in der Burg zu Gellnhausen; beyde sind eben so unterhaltend als lehrreich. Den Kupferstichen gehört das Lob, daß sie reinlich gearbeitet sind und alles architektonische Detail mit so vieler Genauigkeit darstellen als man nur von einem begeisterten Verehrer dieser, allerdings achtungswürdigen Reste erwarten darf. Was zur Entschuldigung des am wenigsten gelungenen perspectivischen Aufrisses

der Pallastgebäude Tafel No. 1. zu sagen ist hat der Verfasser Seite 42 selbst beygebracht.

22.

In der Gegend um Wiesbaden hat der Königlich Preußische Hofrath Herr Dorow, mit Bewilligung der Herzoglich Nassauischen Regierung, mehrere alte Grabhügel der Germanen und Römer aufgraben lassen. Was dabey am Merkwürdigkeiten gewonnen worden, Aschenkrüge, Opfergeräthschaften, Waffen u. s. w. beschrieb der genannte, um vaterländische Alterthumskunde sehr verdiente Freund, in einem, zu Wiesbaden, bey Schellenberg herausgegebenen Heft in 4. 66 S. Text, 22 Steindrücke und eine Karte enthaltend. Die Geräthschaften sind, größtentheils ungemein sauber und vollendet, vom Herrn Bernhard Hundeshagen gezeichnet, einige Tab. 17. 18. und 21. vorkommende, gleichfalls fleißig und zierlich, von Herrn L. Metzger. Wo mehrere

Deutlichkeit solches zu erfordern schien, sind sie mit ihren natürlichen Farben dargestellt. Tab. 19. und 20. zeigen Grundriß und Durchschnitte von Resten eines zu Wiesbaden entdeckten Römischen Bades, von Herrn Kihm gezeichnet. Die Karte von Wiesbaden und der Gegend, wo die aufgedeckten alten Grabhügel und Opferstätte liegen, ist vom Herrn Professor Brühl und in seiner Art ein sehr lobenswürdiges Werk. Das von ebendemselben gezeichnete Titelblatt stellt eine Waldgegend vor, mit einem Opferaltar der alten Deutschen. Alle diese Blätter kommen aus der lithographischen Officin des Herrn C. T. Müller, in Carlsruhe, welche dadurch bewiesen daß sie, in Hinsicht des Technischen dieser Art, keiner der übrigen lithographischen Anstalten nachsteht.

Der Herausgeber macht Hoffnung daß dem ersten Heft noch andere folgen sollen. Möge das Publicum durch Theilnahme sein löbliches Bemühen gehörig fördern!

23.

Dem angezeigten Dorowschen Werke mag schicklich sich ein anderes, von ähnlichen Gegenständen handelndes anschließen. Die fürstliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels, dargestellt von J. C. Schaum, 1819. 94 S. Text in 8. mit 12 lithographischen Platten mit Abbildungen alter Geräthschaften, und dem ebenfalls in lithographischer Manier gezeichneten Titelblatt.

Alle hier abgebildeten und beschriebenen Denkmale bestehen in Aschengefäßen, Armringen, Spangen, Waffen und dergl. Sie sind aus 273 alten Grabhügeln in der Gegend von Braunfels hervorgezogen, welche Se. Durchlaucht der jetzt regierende Fürst im Jahr 1816 aufgraben lassen und, aus dem Gefundenen eine sehr beträchtliche und, hinsichtlich auf vaterländische Alterthumskunde, allerdings merkwürdige Sammlung veranstaltet hat. Die abgebildeten und beschriebenen Stücke der Samm-

lung sind Urnen aus gebranntem Thon, Geräth, Waffen, Zierathen, meistens aus Erz, wenige aus Eisen.

Fleißiges und verständiges Suchen nach solchen altdeutschen Ueberbleibseln und Vereinigung des Gefundenen zu Sammlungen scheint uns in doppelter Hinsicht ein lobenswerthes Bemühen; erstlich ist Achtung und sorgsames Bewahren alles dessen was von den Vorfahren herrührt eine gute und fromme Sitte, die nicht genug empfohlen werden kann; zweytens sind dergleichen Denkmale, da ihr Kunstwerth gering ist, einzeln und zerstreut als bloße Curiositäten der Vernachlässigung, ja der Zerstörung zu sehr ausgesetzt; als Masse jedoch, in einer Sammlung und Folge, erhalten sie theils mehreren Werth, theils werden sie unterrichtend, indem sie dem aufmerksam Betrachtenden die alte Zeit und Zustände unserer Nation vor Augen stellen, Nachrichten bethä-

tigen, über Culturzustand, Sitten und Gebräuche u. s. w. neues Licht ertheilen.

Der Text ist, nach unserer Einsicht, mit vieler Sachkenntniß abgefaßt, die lithographischen Tafeln lobenswürdig und, ob sie gleich nicht ganz so sauber und fleißig ausgeführt sind als die meisten des vorerwähnten Werks, doch wie es scheint mit vieler Treue nach den Denkmalen gezeichnet und, was bey lithographischen Blättern bemerkt zu werden verdient, größtentheils sehr kräftig.

24.

Obwohl England, schon seit mehreren Jahren, in den Denkmalen welche Lord Elgin aus Griechenland mitgebracht, die höchsten Schätze der Kunst erworben, so scheint der Streit der Meinungen über dieselben, in Betreff ihres wahren Werths, noch nicht ganz geschlichtet, wie aus zwey kleinen im Jahr 1818 zu London erschienenen Schriften geschlossen werden kann, welche Herr B. R. Haydon, ein wackerer Historienmaler, verfaßte. Die erste derselben führt den Titel: Sentiment des connoisseurs sur les Ouvrages de l'art, comparé avec celui des artistes et plus particulièrement sur les marbres de Lord Elgin. 19 S. in 8. Die andere: Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise, qui étoient sur l'Arc triomphal des Tuilleries, et qu'on dit être de Lysippe, et la tête du cheval d'Elgin du

Parthenon. 15 S. in 8. nebst einem Kupferstich. Jene erste Schrift ist wider Mr. Payne Knight und die an seine Kunstkennerschaft Glaubenden gerichtet. Knight, welcher ein Mann von vielem Einfluß zu seyn scheint, hatte nämlich über die alten Bildwerke so Lord Elgin in Griechenland gesammelt und nachher an das brittische Museum überlassen, eine sehr ungünstige Meinung geäußert, ihnen zuerst gar kein Verdienst einräumen wollen, dann behauptet sie gehörten der Zeit des Hadrians, und ferner, sie seyen bloß von gemeinen Arbeitern verfertigt, welche kaum den Namen Künstler verdienten. Hierauf thut nun Mr. Haydon dar: daß dieser Mann, der für einen Kenner gelten wolle und absprechend urtheile, von der Kunst durchaus nichts verstehe; und in der That, wenn alles Obige gegründet ist, sieht man sich genöthigt so etwas zu vermuthen; darin aber hat sich Mr. Haydon von seinem übrigens wohlgemeinten Vertheidigungs-Eifer für die vom Parthenon

abgenommenen Bildwerke zu weit führen lassen, wenn er S. 10 versichert: die Marbres d'Elgin seyen „au-dessus de tous les autres ouvrages de l'art qui existent. S. 11. Ces Marbres feront oublier les vieux antiques", und weiter mit der etwas schiefen Bemerkung auftritt: Si ces marbres eussent été perdus, il y auroit eu dans les progrès de l'art une Lacune, comme en philosophie, si l'immortel Newton n'eut jamais existé.

Die zweyte Schrift enthält, wie schon der Titel anzeigt, eine Vergleichung zwischen einem großen Pferdekopf aus Marmor, von den Giebelverzierungen am Parthenon herrührend, und einem Kopf der vier einander fast ähnlichen bronzenen Pferde zu Venedig, welche vom Verfasser, der gewöhnlichen, aber freylich unerweisbaren Sage gemäß, Pferde des Lysippus genannt werden. Doch darauf, ob diese Benennung gegründet sey, läßt Mr. Hay-

von sich nicht ein, er will nur die beyden Kunstwerke vergleichen und, was sich schon aus der Schrift wider Mr. Payne Knight erwarten läßt, den großen Vorzug des Pferdekopfs aus Athen über den Kopf eines der venetianischen Pferde zeigen. Diesem letztern giebt er eine unrichtige Gestalt und Lage der Augen schuld, sagt, die Kinnlade sey von unentschiedener Form; wenn man beyde Denkmale im Profil ansehe, scheine der venetianische Pferdekopf kurz und habe etwas stierartiges, auch die Nasenlöcher nicht an der rechten Stlle, die Oberlippe nicht genug vorspringend; dahingegen der Kopf aus Athen ganz den Charakter eines muthvollen Pferdes edler Art an sich trage. Noch anderes zum Lob dieses in der That höchst lobenswürdigen Kunstwerks wird angeführt und, was uns weder nöthig noch billig dünkt, die venetianischen Pferde sehr heruntergesetzt, auch Raphael beyläufig schwer getadelt daß er, für Pferdefiguren, gelegentlich das noch schlechtere des Marcus Aurelius

(so beliebt es dem Verfasser sich auszudrücken) zum Muster nahm. Endlich schließt die Schrift folgendermaßen:

La tête du cheval qui se trouve dans la collection d'Elgin, ayant été démontrée supérieure à toutes celles de cet animal représenté dans un autre siècle; on peut également démontrer que la représentation de figure humaine de la même collection, peutêtre démontrée supérieure en principes et en style à l'Apollon, à l'Antinous, à l'Hercule Farnése et à toutes les autres statues antiques du monde.

Wir genießen des Vortheils in unserer Nähe von den beyden Pferdeköpfen, welche Mr. Haydon vergleichend beurtheilt, sehr frische Gypsabgüsse zu haben; können also was er behauptet desto genauer prüfen, auch

eigene Beobachtungen anstellen, welche wir den kunstliebenden Lesern vorlegen.

Beyde, sowohl der venetianische Pferdekopf als der aus Athen, sind bewunderns-würdige Werke und jedes, in seiner Art, vor-trefflich; doch einige Bekanntschaft mit den Denk-malen der alten Kunst läßt den Beschauer bald eine auffallende Verschiedenheit des Styls in beyden gewahr werden; gewahr werden daß in dem Pferdekopf aus Athen ein zum Erha-benen strebender Sinn herrscht; die vene-tianischen Bronzen hingegen weicher, fließender, zierlicher gearbeitet sind, ohne Zweifel also in einer spätern Zeit entstanden.

Das Pferd aus Athen ist höher gedacht, gewaltiger, schnaubend, mit gerundeten vorlie-genden Augen gespenstermäßig blickend. Die Ohren zurückgelegt, den Mund geöffnet scheint

es stürmisch vorwärts zu dringen, aber mit Macht angehalten zu werden. Sehen wir auf die Arbeit so zeigt sich überall die alte Simplicität, ehrenwerther Fleiß und Treue, aber auch wohl noch einiges Steife. An der Mähne z. B. ist Strich neben Strich gelegt, keiner mehr oder weniger vertieft, ganz gleich-laufend; an der Biegung des Halses Falte der Haut neben Falte, mit fast gar keiner Abwechselung. Die Ausführung überhaupt verdient großes Lob, Muskeln und Knochen hat der Meister genau, mit gründlicher Kenntniß, Ausdruck und Wahrheit dargestellt. Die Augen sind vortrefflich gestaltet und vollendet, die Stirne breit, flach, knöchern; die Nasenöffnungen weit gedehnt vom Strome des Athems, die Oberlippe wie belebt und in Bewegung. Ist gleich der Marmor an der Nase gegen die Stirne hinauf stark ausgewittert, so erkennt man doch noch die Spur ursprünglich angedeuteter Adern an dieser Stelle.

An dem Kopf des venetianischen Pferdes, den wir vor Augen haben, erscheint alles viel glatter, viel zierlicher, die Umrisse sind fließender, biegen sanfter aus und ein; das Thier ist weit ruhiger und bezähmter dargestellt, freudigen Muthes, doch willig dem Zügel gehorchend. In solch milderem Sinne hat der Meister sich das Ganze gedacht und dazu das Verhältniß der Theile schicklich gewählt, die Augen blicken sanfter, obgleich der Stern kräftig angedeutet ist, sind weniger rund, nicht vorliegend, wie an dem Kopf aus Athen, sondern flacher gehalten, mehr zurückgezogen besonders der Augapfel unter dem beträchtlich übertretenden Augenlied. Einige Abweichung von der Natur an dieser Stelle und Hinneigen zur Gestalt des menschlichen Auges läßt sich daher nicht läugnen. Die Ohren sind in spielender Bewegung, das rechte zurück, das linke etwas vorwärts gebogen, die Nasenlöcher, wie hier dem gemäßigtern Wesen geziemt, weniger ge-

öffnet, weniger schnaubend, aber, gleich der Oberlippe, nicht so natürlich, nicht so belebt, als oben von dem Denkmal aus Athen bemerkt worden.

Unsere Vergleichung weiter fortsetzend und nun die Arbeit oder das Verfahren der Künstler an den beyden Denkmalen betrachtend, ist auch von dieser Seite auffallende Verschiedenheit wahrzunehmen. An dem venetianischen Pferde, obwohl sonst an bronzenen Werken alles strenger pflegte angedeutet zu werden, erscheinen doch die Haare der Mähne weit zierlicher, weniger steif, die Striche abwechselnder, und so ist es auch mit den Falten der Haut am Halse. Dagegen sind, eben weil ein milderer Geist im Ganzen weht, weil überhaupt das Gefällige, Sanfte herrschen soll, Muskeln und Knochen viel weniger bestimmt angedeutet, alle Uebergänge fließender und gelinder. Wir wissen sehr wohl, daß durch die hier mitgetheilten Bemerkungen kein Urtheil über das

Verhältniß des Werths, welchen beide Denkmale gegen einander haben mögen, begründet wird; sondern bloß Verschiedenheit des Styls dargethan, folglich auch der Zeit welcher sie angehören. Doch mehr sollte nicht geschehen und keineswegs das eine dieser Monumente höher, das andere geringer geschätzt werden: denn beyde sind vortrefflich und ein tadelndes Urtheil über das eine oder andere steht uns gar nicht zu, weil sie beyde weit über dem gegenwärtigen Künstlervermögen stehen. Verhehlen mögen wir indessen auch nicht daß unsere besondere Neigung dem athenischen Denkmal zugewendet ist, und wir also in Betreff desselben uns mit Mr. Haydon wohl verständigen könnten. Ihm aber und mehr noch den uns näher angehenden deutschen Kunstrichtern möchten wir ernstlich zu bedenken empfehlen, daß ächte fördernde Kritik nicht alles überein zu beurtheilen pflegt und daß um das Vortreffliche zu preisen keineswegs nöthig sey andern eben-

falls guten Werken Fehler aufzubürden. Wer gründlich die Kunst versteht wird auch wissen wie mannigfaltig sie ist und jedem Verdienst, es äußere sich nun in welcher Form es wolle, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Literarische,

Poetische

Mittheilungen.

Unmöglich ist's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt,
Und jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln nur am andern zügelt;
Da ist's den Lippen besser daß sie schweigen,
Indeß der Geist sich fort und fort beflügelt.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

I.

Klassiker und Romantiker
in Italien,
sich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italiänern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, besonders in Mayland, seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publicum theilt sich in zwey Partheyen, sie stehen schlagfertig gegen einander und, wenn wir Deutschen uns ganz geruhig des Adjectivum romantisch bey Gelegenheit bedienen, so werden

dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwey unversöhnliche Secten bezeichnet. Da bey uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beyde Theile sich schon zu verständigen anfangen; so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mayland ist aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beysammen finden, die, bey ermangelnden politischen Händeln, nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Be-

wegung entstehen, da man sich daselbst von deutscher Sprache und Bildung, bey so naher Nachbarschaft und mannigfaltigen Handelsverhältnissen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken, ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eignen Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Parthey an Dante und den früheren, von der Crusca citirten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt kommt zuletzt in Gefahr das Entschlafene, für uns mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionairen Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freylich wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte, durch gefällige Abspiegelung, näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht der sich umthut was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen

liegt? Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen, seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freyen Lauf, und es ist kein Zweifel daß er den größten Theil des Publicums mit sich hinreißen werde.

Bey uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer, erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung, durch christlich-religiose Gesinnungen eingeleitet, durch trübe, nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiosen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als

praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi; ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni, sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drey dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Styl geschrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der kantischen Philosophie gewidmet, deutsch deßhalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter.

Von diesem hofft man daß er jenen Streit beylegen und die Mißverständnisse aufklären werde die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Parthey und versichern, seine eignen besten Werke seyen romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare Mann, höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird was

er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verläugnen die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die italiänischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen

ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edlesten Titel eines Natur-philosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unseres eigenen Zirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher was in Mayland einige gebildete liebenswürdige Geister noch unternehmen, die, mit gesitteten und schicklichen Manieren, die verschiedenen Partheyen einander anzunähern und auf den wahren Stand-

punct zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an das der Vermittler heißen sollte, dessen Program aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indessen das Publicum, nach seiner löblichen Art, über beyde Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in Kurzem die meisten Stimmen vor sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobey ihnen denn ein Mißverständniß zu gute kömmt, daß man nämlich alles was vaterländisch und einheimisch ist auch zum Romantischen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und religios erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt Inschriften, statt wie bisher in

lateinischer Sprache, nunmehr in italiänischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen; so glaubt man dieses auch dem Romantischen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen alles begriffen sey was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beyspiel gegeben: daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigenlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der so eben mitgetheilte Aufsatz war schon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt, und hätte dem vorigen Hefte als Neuigkeit hinzugefügt werden sollen. Nun sind aber zeither, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unsern Lesern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und

fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von Andern etwas hierüber ins Publicum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben, wir jedoch glauben unsere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sey von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neueren mayländischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind? was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse giebt und ihn lebendig er-

hält? Wenigstens wüßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorstehenden schon geäußert worden und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannigfaltig lebendige Kunsterzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich in einander greifende Kunstfächer, deren jedem das Publicum und, in sofern er zum Worte kommt, der Theorist, innerhalb gewisser Begränzungen,

eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frey gegeben ist. Aber alle diese Meynungen und Urtheile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt und so sprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frey oder befangen, leidenschaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweyen;

so vereinigt Religion und Poesie, auf ihrem ernsten tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als drey und dreyßig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden,

in welche die wohlthätige Gottheit sich, einen Augenblick, zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Sylbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerey, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen, dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sey doch aus ihrem Stamme geboren und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand so oft er auch behandelt, eine

Sprache wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

II.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Unter dieser Rubrik hatte ich im dritten Hefte gegenwärtiger Zeitschrift ein Verzeichniß eingerückt, wo freylich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4ten Febr. 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit

so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freysinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen pariser Gesellschaft einen ehren-

vollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigentsten Leben der pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunct der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jacob der Fatalist u. s. w. nach und nach, in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieser Blät-

ter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Productionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmischen Correspondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sey, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bey mir liegen.

Da nun endlich die Grimmische Correspondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche, als ein Document vergangener Zeit, mit

Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck. Wobey ich mich denn aufs Neue überzeugen konnte, daß der Tadel bey weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie, geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminosen Werk zu finden seyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe; so behalten wir uns vor nächstens im Allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden straßburger Dialect, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, sagt der Verfasser, spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in feinen Abstufungen, eine besondere National-Charakteristik darbietet.“ Dabey drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht abläugnen daß jene, so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexicons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bey welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem straßburger Volks-

kreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbey zu leiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es

das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar vielem was sie mißbilligt mit Heftigkett begegnend und widerstrebend. Lissel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanikus sich höher versteigend, an Sympathie

glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heyrath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heyrath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Karrikatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz

und Seel ergeben. Rein und schön wie Lissel, an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freygebigste Person. Bryd, Magd bey Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialect und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebey ist

unsere Hauptabsicht, denen die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lissel sehr heftig, daß sie einen Spatziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spatzieren. Kaum ist Lissel von ihnen befreyt, so erklärt sich daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn und nicht in einer unglücklichen

Pension an der lothringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französich gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lissel vernimmts nicht, und da Reinhold hereintritt ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich, sie legen sichs gar wunderlich aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen daß er sie auf dem Spatziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeyholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spatziergang vorhaben und droht sie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf, sie quälen

Lisseln mit einer nahen Heyrath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spatzieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt daß sie mit Reinhold werde verheyrathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein und es ergiebt sich daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken daß er liebe. Der Freund dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht: der Gegenstand sey Lissel. Reinhold, über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach, Christinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen treten beyde Freunde wieder auf, und es erklärt sich daß

Wolfgang in Klärchen verliebt sey, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freylich an das reichere Lissel zu verheyrathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge haushälterische Knauserey zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu scharmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd schickt sich an ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert daß Lissel den

Reinhold heyrathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung). Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröstet sie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein und, da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freygebig; noch freygebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgiebt: es sey der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissels Heyrath kommt zur Sprache, Gläßler und Christinel treten auf, jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl und er-

hebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Fmilienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt wie ihn die Mädchen mystificirt. Gläslers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch-unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gläßlers colmarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lerm in ihrem Hause. Licentiat

entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bey Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukutschieren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch und begiebt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern: daß ihre Tochter sich um Wolfgang gräme. Gläßler antwortet: es sey ihm ganz recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler allein drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört Klärl sey krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabey ergiebt sich daß dieser nicht untreu sey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der

Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung). Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bey Frau Rosinen daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's woher ihre Wuth sich

schreibe! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Naserey hat keine Gränzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beyden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen sie zu sehen ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Beym Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben

an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück hier zu heyrathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entschiedene Leidenschaft Klärchens zu seinem Freund entdeckt. Die beyden Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig, und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das Schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat trit auf und, da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wech-

fel geschmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht daß Reinhold ein Schelm sey, und beschließen daß beyde Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater giebt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme? Nachdem er sie lange hingehalten lös't er endlich das Räthsel und sagt: es sey ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald daß Wolfgang gemeynt sey. Von diesem will Lissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans

tritt in den Lerm herein und da er etwas zu tief ins Glas geguckt wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Bryd. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heyrath mit Lissel nicht einstimme, und da, im Verlauf des Gesprächs, das Vermögen beyder Familien in die Rede kommt, entzweyen sich die Väter aufs Heftigste; sodann machen es die beyden Mütter nicht besser und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heyrath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beyden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme, bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt, monologirend, daß er die Heyrath Gläßlers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um

ihn, bey dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heyrathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser, Senator von Bremen und Doctor Juris, hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beyden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben.

Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feyerlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache; Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feyert, im Elsasser Dialect, das Lob der Stadt Straßburg und, damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die, in ungeschicktem Buchstabiren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgeregt durch soviel Anmuthiges giebt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heyrath Gläßlers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brautführer,

an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen und so ist Pfingstmontag, der starkhansischen Eheleute silberne Hochzeit, und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeyert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: der Pfingstmontag und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische, die vier ersten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erst, als Entwickelung und Schluß, tritt, mit dem Morgen, Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drey Familien, auch

wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und, vom fünften Auftritt des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Caesur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus

unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sey. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialectskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie directes, redliches Lob, directe, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern,

Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenlose Spazierengehen, das Durcheinander-Rennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beyden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen

Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht, und beym Ausdruck der edelsten Gefühle den elsasser Dialect nicht verleugnend, begünstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affectirt, giebt die Einmischung gallisch-deutsch

ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deßwegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls

Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit; so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freye, freche, unbändige Originalität

in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemutzt, seine Liebhaberey die ihn einzig glücklich macht verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn, nach wie vor, das alte Narren-Schiff, die Narren-Diligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt beruht nur darin daß die höher Gestellten, ohne besser, oder anders

zu seyn; sich nur mehr zusammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil so gut als möglich besorgen, wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnden daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bey dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Verbreitung das Unsrige beyzutragen. Schon

aus dem was wir gesagt wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberschauen eines Zustandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dies alles war nöthig um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sey, davon kann der wohl das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich beflissen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftfg eingeschaltetes Flickwort zu finden sey.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicher Weise war es zu jener Zeit, seinen Haupttheilen nach, schon fertig, worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward

1816 zum Besten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bey Straßburg abgebrannten Dörfer, so wie der straßburger Armen-Arbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweyten Ausgabe schreiten, so würde dabey folgendes zu beobachten räthlich seyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und, ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von

oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schluße alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Maynz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. In wiefern es übrigens auch in die Hände der, in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde,

steht zu erwarten, wenigstens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

IV.

Die heiligen drey Könige.

Manuscript, lateinisch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischoff und sein Capitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drey Könige seyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sey noch manches dort bekannt geblieben das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles

nun sey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Egypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch geschähe, bey Tage durch Rauch, bey Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen! Ein Held solle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute

sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend, tüchtige Männer werden besoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freylich die beste Gelegenheit hatten, indem, bey der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freyherrn

und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Baus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit. Unter andern eine goldne, mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß wie er den drey Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bey Aufhebung der Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Baus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und

Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drey Könige herbey. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bey Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun, und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf auf denselben durch Patriarchen und Propheten; inzwischen freylich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint; ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine, zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf; zum anmuthigsten beschrieben; Chri-

stus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bey Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wundersam beweglichen, bald da bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drey weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w. wie seine Reiche beschrieben werden. Balthaser, König der zweyten Indien, von Godolien und Saba und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egryscula, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg

und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreyzehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaser und auch endlich Caspar gelangen, jeder von seiner Seite an den Kalvarienberg, ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und, obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bey Jerusalem halten sie für räthlich beym König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren seyn. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses

Zusammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erstlinge der Heyden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs prächtigste, der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar=ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkele; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre

Geschenke. Melchior Gold, Balthaser Weyhrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beym Absteigen sogleich in die Hand fielen: denn, auf Kameelen und Dromedaren, führen sie gränzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königinn von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Welt-Ueberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläs't ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie wer-

den im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreyzehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwey Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Kapelle, bestimmen dabey ihre Gräber und vertheilen sich nach den drey Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begiebt sich die heilige Familie in eine andre Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Egypten zu fliehen. Hier kommen die, in diesem Fall freylich sehr beschwerlichen, indischen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, so ins Enge gezogen daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bey malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen nie-

mals vergessen wird. Der Aufenthalt in Egypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umständlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drey Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heyden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drey Kö-

nige zu Erzbischöffen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen.

(Diese haben, wie beyläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthaser, dann Caspar und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre, Ketzereyen mischen sich ein, das Heydenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Localitäten werden vernachläs-sigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den hei-lig-classischen Boden bewallfahrtet, jede ein-zelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert,

mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspuncte künftiger Walifahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drey Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mayland versetzt und endlich im Jahr 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn selbst die ketzerischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerley Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drey Könige: als, Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bey dieser Gelegenheit werden auch einige

Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heyden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem Klein-Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen. Die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fan-

gen mit einem großen rothen Buchstaben an; innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung, von oben herunter, roth durchstrichen. Hieraus folgt daß das Manuscript im Ganzen wohl zu lesen sey, übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleserliche Randschrift beygefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreyzehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine spätere Copie seyn sollte, dahin deuten daß das Orginal zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischoff an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vulkaunen, Bischoff der Mün-

ſter-Kirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieser, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden? wird ſich erweiſen; daß es in Köln und für Köln geſchrieben ſey ergiebt ſich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrſcheinlichen, Wirklichen, bis zur letzten und individuellſten Schilderung zuſammengeſchmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfaſſer nicht ausdrücklich erwähnt daß er im gelobten Lande geweſen, ſo ſcheinen doch ſeine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte ſich denn bey zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen altes Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; alles

ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobey sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bey einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakonische Ueberlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich so manchem andern, wie sehr von Palä-

stina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Vaus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeynt seyn. Das Himelaja-Gebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egryscülla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben seyn soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre sodann die zweyte Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren, (homines rudes et viles;) im

Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen, und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartarn anrufen, so wie manches andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeynt seyn mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl ver-

wahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürsten es gelingt sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderstehlich ist, gelungen seyn soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer seyn, die, in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen, den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umständlich erzählt ist mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

Ins Deutsche übersetzt schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher: denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und so

sind die Einzelnheiten über die wir flüchtigen Fußes hingingen durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So sey z. B. der Stern nicht ein allseitig funkelnder, wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meynung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sey, so fällt es in die Zeiten des Dombildes, und es fragt sich ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals, durch wörtliche und bildliche Darstellung, die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bey allem diesen jedoch entsteht die Vorfrage, ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt, oder gar gedruckt sey?

V.

Hör- Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bey Verbesserung alter Mannscripte manchmal bemerkt wird, daß solche diktirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beyspiele anführen: denn da ich, von jeher an das Diktiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen diktirt, so ist mir daraus ein besonderes Uebel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktirte, solche aber nicht so-

gleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn ein solches Abracadabra zu entziffern lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergiebt.

An den Hörfehlern aber ist der Diktirende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Mir schien es, bey langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn

der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig seyn, weil der Diktirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bey. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall alle lateinische und griechische Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden

Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beym Diktiren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person, oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hör-Fehler

Anstatt	lies
Beritten . .	Pyriten.
Schon Hundert .	John Hunter
Daß sie die älteste.	das Ideelste.
und Damen . .	und Ammen.
gnädigst . .	zunächst.
Lehmgrube . .	Löwengrube (Daniels)

Anstatt	lies
Küchenseite . . .	Kirchenseite.
Kuchenfreund . .	Tugendfreund.
Residenz . .	Evidenz.
sehr dumm . .	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen. .	geschwungenen.
Unbildung . .	Umbildung.
einseitigen Lesern .	einsichtigen Lesern.
Mädchen . .	Mährchen.
leidig . . .	leidlich.
Unform . .	Uniform.
Lob . . .	Leib.
Zeuge . . .	Zunge.
gefürstete . .	gefürchtete.
Ermüdung . .	Ermuthung.
Furchtbarkeit . .	Fruchtbarkeit.
Verwehrung . .	Vermehrung.
Vermehrung . .	Vermählung.
wohlthätig . .	wohlhäbig.
Trojanische Säule .	Trajanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Imbuhß (Einbuse). Impost.
Rückruthen . . Recruten.
reine führen . . renoviren.
Inspectrum . . Inspector.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) Ver — ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Correctoren, besonders bey Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweyten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun beym Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt,

so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prächtigen Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreyen, Ehre und Freude setzen; so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel, durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen, entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe

nehmen wollten bey jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherrn beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherrn auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl dar-

auf erwiedern: ebendeßhalb weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bey langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese, sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

VI.

Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare, mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber, und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobey ich freylich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der

Verdruß den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, wiederkäuend, immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwey Frauen deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchstanziehender

Mann gewinnt er die Neigung einer florentinischen Dame, der Gemal entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

Dieses mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B. höchst grausam in seinen eignen Eingeweiden wüthend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber wegen Uebermuth, Starrsinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend; dieser lädt eine schwere Blutschuld

auf sich, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Denn als er im schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener die Lampen zu löschen, es geschieht, und sie, im Zimmer umhertastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmuth und Le-

bensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete herauszuheben und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja excentrischer Ausdruck nöthig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Bestehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägts in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht. —

In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst
Wie wenig. — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schröckt. Das Fröstlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage sie: was ist denn das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht —

Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Spartas König zog
Aus Griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phryxus rief, Phigaliens
Arcadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt wards.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis diese Stunde schröckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefsten widert,
Der Erde Schröcken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Auf Seite 156 bezüglich.

Johannes, ein Carmelit, gebürtig von Cöln, gelehrt, deßhalb Gregor XI. empfohlen, durch dessen Gunst Bischoff von Hildesheim, des Namens der zweyte. Kriegerische Nachbarn zu bekämpfen unlustig, erbat er sich ruhigern Sitz, erhielt das Bisthum Augsburg, sodann Worms, entsagte diesem zuletzt und starb 1373 zu Coblenz. Verfasser mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wewelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem bischöfflichen Stuhl zu Münster saß, widmend richtete. Er schrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Maynz gedruckt.

Inhalt